



Meine Kriegs-Erlebnisse in den Feldzügen

1864/66

Von
A. Schulte.

Mit 3 Illustrations-Beilagen, 1 Notenbeilage für Klavier
und zahlreichen Abbildungen im Text.

⚡ Preis 85 Pfennige. ⚡

Minden in Westfalen.

Druck und Verlag von
Wilhelm Köhler.

Meine Kriegs-Erlebnisse in den Feldzügen 1864 und 1866.

Von

Ul. Schulte, Verse-Herscheid i. Westf.,

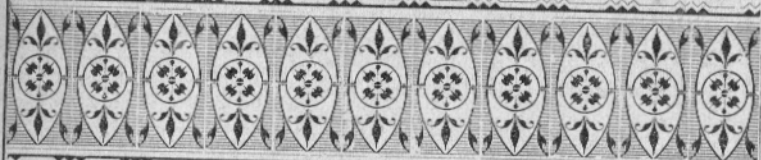
1864 Musketier u. Gefreiter der 9. Komp. 2. Westf. Inf.-Reg. Nr. 15
(Prinz Friedrich der Niederlande),

1866 Unteroffizier der 11. Komp. 7. Westf. Inf.-Reg. Nr. 56,
jetzt Vogel v. Falkenstein.

Mit 3 Illustrationsbeilagen,
1 Notenbeilage „Schleswig-Holstein meerumschungen“
und
zahlreichen Abbildungen im Text.



Minden in Westfalen.
Druck und Verlag von Wilhelm Köhler.
1908.



Vorwort.

Die 40 jährigen Gedenktage des schleswig-holsteinschen Feldzuges von 1864 gaben mir Veranlassung, einige meiner damaligen Kriegserlebnisse in einer kleinen nachbarlichen Lokalzeitung zu veröffentlichen. Diese bescheidenen Bruchstücke wurden von den Lesern so freundlich aufgenommen, daß mir der Wunsch nahe gelegt wurde, dieselben zu vervollständigen und vereint mit denjenigen des 1866er Feldzuges in einem Büchlein zusammenzuschließen.

Der Umstand, daß ich während meiner nur 40 jährigen Wirksamkeit als Vorsitzender meines heimatlichen Kriegervereins (Wehrverein zu Herscheid in Westfalen, c. B., Inhaber einer von Sr. Maj. Kaiser Wilhelm II. verehrten



A. Schulte, Verfasser des Buches.

Fahne) öfter Gelegenheit hatte, meine Erinnerungen aufz. frischen, ferner daß ich noch verschiedene Tagesnotizen aus jener Zeit aufbewahrt und nicht minder, daß ich aus dem mir als Geschenk überwiesenen Regiments-Tagebuche von 1864 vieles schöpfen und aufwecken konnte, habe ich es zu verdanken, daß nach so langer Zeit noch so manches zusammengelassen ist.

Mögen alte und junge Kameraden, sowie alle freundlichen Leser, welche des Königs Rock nicht getragen, das Dargebotene nachsichtig beurteilen und meinen schlichten Erzählungen etwas dazu beizutragen vergönnt sein, den soldatischen Wahlspruch hochzuhalten: „Mit Gott für König und Vaterland, Mit Gott für Kaiser und Reich!“

Der Verfasser.



Eintritt, Mobilmachung und Ausmarsch.

Eben 20 Jahre alt, war ich Ende 1861 als 3 jährig Freiwilliger — 2 jährige gab es damals noch nicht — bei der 9. Compagnie des 2. Westf. Inf.-Regts. Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) in der Garnison des Füsilier-Bataillons, dem schönen Bielefeld eingetreten. Die ersten 2 Jahre meines Militärlebens waren in gewohnter Weise verlaufen. Das dritte Jahr, welches sonst in dem Gefühl ein „alter Kerl“ zu sein und der Vorstellung nichts mehr lernen zu können, in beschaulicher Ruhe dahinzugehen pflegte, brachte ungeahnte und ernste Abwechslung.

Mobil, mobil so schallte es uns eines Tages, Anfang Januar 1864, als wir von Wache, welche zu der Zeit innerhalb des alten Ritterstuhls der Sparenburg noch eingerichtet war, abgelöst wurden, freudig entgegen. Mobil! um „Schleswig-Holstein meerrümlungen“, die beiden Schwesterprovinzen „Up ewig ungedeckt“, das Volk vom verlassenen Bruderstamm, vom dänischen Joch zu befreien.

Schon 1848—1850 war es mit dem Schwert in der Hand versucht worden, die Loslösung von Dänemark zu erzielen, aber die Diplomatie ließ nach der für das Schleswig-Holsteinsche Freikorps unglücklichen Schlacht bei Idstedt „Hahn in Ruh“ blasen und die helfenden deutschen Bundestruppen nicht zur vollen Aktion gelangen. — Jetzt sollte es besser kommen. Ein eifriges Rüsten begann und am 20. Januar nachmittags ging es die Nacht durch per Eisenbahn

„Hinaus in die Ferne
Mit lautem Hörnerklara“

nach unserem 1. Marsch-Quartier Hamburg. Es war eine aufstrebende Fahrt und eiskalt, wie der ganze uns bevorstehende Winterfeldzug.

Aber innerlich im Herzen, in der kaum 23 jährigen Jünglingsbrust, war es warm, voller Jugendmut und Tatendurst. Stand ich doch bei einem Regiment, welches seit 1815, wo es die Ehre hatte, nach der Schlacht bei Belle-Alliance bei Genappe den Wagen Napoleons und seine Kriegskasse zu erbeuten, nicht mehr im Feuer stand und jetzt von neuem mit Eisenfaust umschließen sollte, was die Väter errungen. Gingen doch auch wir einem Befreiungskriege entgegen, willkommen in den schönen meerrümlungenen Landen, die uns als ihre Retter ehrten.

Wie Prinz Friedrich Karl in seinem Corps-Befehl sagte, stand uns der edle Wettstreit bevor, seit 50 Jahren zum erstenmal an Oester-



Prinz Friedrich Karl v. Preußen.

reißt Seite zu kämpfen und die Männer von Brandenburg und die Männer von Westfalen durften um den Preis der Tapferkeit ringen. Seinen „blauen Achselklappen“, wie der hochverehrte Kommandeur, „der schneidige rote Prinz“ aus Westfalen nannte, wollten wir, das war unser aller Sehnen, Ehre machen und nicht wie es 1848 sollte geschehen sein, die Kugeln hinter die Ärmel schießen.

In solchen Gedanken verließ unsere erste mobile Fahrt. Die Elbe war damals vor Hamburg noch nicht überbrückt und die Eisenbahn lief nur bis Harburg, etwa 2 Stunden von Hamburg. Die Winterkälte war aber so stark gewesen, daß wir samt Artillerie und Kavallerie über das Eis der Elbe hinweg nach Hamburg marschieren konnten.

Unsere Fouriere, darunter mein bis in jetzige Zeit getreuer Kamerad Hermann Girardet, kamen uns auf halbem Wege entgegen und dieser begrüßte mich mit den Worten: „Junge, hier ist gut sein.“ — So war es auch. Mein damaliges Hamburger Quartier ist mir so wert geworden, daß ich später, wo ich auf Gefangenen-Transport die Stadt berührte und nach glücklich überstandnem Feldzug nochmals dort verweilen konnte, jedesmal meine Gastgeber wieder aufgesucht habe. Ueber Hamburg hinaus wurde es allmählich euiser.

Ueber die Grenze.

Wer wollte wohl zittern
Vor Tod und vor Gefahr,
Vor Feigheit und Schande
Erbleiche unsere Schar.

Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand
Nicht auch in fremder Erde fürs Vaterland.“
Unter dem Klange dieses und andrer ermutigender Kriegslieder zogen wir aus den Thoren Hamburgs und Altonas in mehrtägigen Marschen über Olbesloe, Segeberg, Bornhöft, Kiel eben rechts liegend, durch Holstein der Schleswigischen Grenze bei Ekersförde zu. Den Dänen war eine Frist gestellt bis zum 31. Januar sich über die Aushebung der Novemberverfassung zu erklären.
Als unser Höchstkommmandierender, der Feldmarschall Wrangel am 31. Januar die ablehnende Antwort des dänischen Oberkommandanten de Meza erhielt, gab er die Parole aus: „In Gottes Namen drauß“, und schon am 1. Februar früh gingen wir über die Grenze. Unser Bataillon war zu der Avantgarde kommandiert, welche von dem Oberst Graf von der Gröben, Kommandeur des Pieten-schen Husarenregiments Nr. 3 besetzt wurde. So hatten wir denn die Ansicht, als die ersten an den Feind zu kommen und richtig, schon andern Tags, den 2. Februar, erhielten wir bei Mißsunde unsere Feuertaufe. Je näher wir heran kamen, je dichter wurden die Truppen gelegt, und mit der Verpflegung wapperte es immer mehr. So traf zum Beispiel, wie unser Regimentskriegstagebuch besagt, am 1. Februar, morgens 3 Uhr der Befehl ein, um 1/2 7 Uhr sollte die ganze Avantgarde, — 5 Infanterie-Bataillone, 1 Husaren-Regiment und 3 Batterien an der Bredenbeck-Kluwenrieder-Straße konzentriert stehen, und die Mannschaft müsse vorher gut ge-



Generalfeldmarschall Graf v. Wrangel.

frühstück haben. Das erstere klappte und mußte klappen. Betreffs des letzteren stimmte aber das von alten Soldaten oft zitierte Sprichwort: „Was befohlen wird, wird geritten“ ganz und gar nicht. — Der Befehl war, wie genanntes Tagebuch zugibt und wie wir am eigenen Leibe erfahren mußten, unausführbar, da es in den Häusern an dem nötigen Raum und den nötigen Gefäßen zum Kochen fehlte. Auf den tiefverschneiten Feldern Feuer anzumachen, war in der kurzen Zeit unmöglich, da schon um 5 Uhr aufgebrochen werden mußte, um Punkt $\frac{1}{2}$ 7 Uhr auf dem Gestellungsplatze zu sein. — Ein Stück trockenes Brot machte also das ganze Frühstück aus. Gegen 7 Uhr begann der Vormarsch. Die Eider (Grenze zwischen Holstein und Schleswig) wurde ohne Widerstand überschritten, doch gleich am ersten Tage stießen wir auf den Feind und fielen die ersten Schüsse des Feldzuges. Ohne Gegenwehr zogen sich aber die Dänen hier zurück. Den ganzen Tag durch, von einigen Sammelplätzen abgesehen, konnten wir vorwärts marschieren. Der Ernst, der uns am folgenden Tage bevorstehenden blutigen Ereignisse, bekundete sich aber schon an diesem Tage. Auf den Sammelplätzen lag es voller, als überflüssig erachteter Utensilien. Sei es aus tiefen sich eingrabenden religiösen Empfindungen, oder nicht völlig ausgewurzelttem Aberglauben, das erste, was über Bord geworfen wurde, waren die Kartenblätter. Die Sammelplätze, ja, der ganze Marschweg war damit bestreut. Sagten wir uns doch, zu dem ernstesten Waffenspiel hätten wir diese nicht nötig. Statt dessen nahmen wir unser Liebchen, das Bündnadelgewehr, „den besten Schatz, den Sie haben“, wie mein Brigadefeldwebel mal sagte, um so fester in den Arm. Ich selbst war auch nicht völlig gegen Ahnungen gefeit. Ich füllte meine lederne Briefftasche mit allen Sachen, die ich von meinen Lieben daheim bei mir trug und barg dieses Amulet unter dem Rock auf dem Herzen. So auch den ganzen Feldzug von 1864 und die folgenden. Am späten Abend des Tages kamen wir zu 1500 Mann ins Quartier oder besser gesagt ins Bivak nach einem großen Gutshofe Harzhof.

So geräumig der Hof war, nur die Offiziere fanden Platz unter Dach. Wir kampierten um ein Bivakfeuer herum, draußen auf dem Gutshofe, nicht „zitternd vor Tod und Gefahr“, aber mit vor Kälte klappernden Zähnen. Dabei mangelte es an Allem. Die Bagagewagen hatten das Bataillon nicht auffinden können und wir mußten die eiserne Mundportion angreifen, und damals kannte man noch keine Erbswurst, nur „Knabbeln“, und wer die jemals gekostet hat, denkt nicht mit Sehnen daran. Man mußte sich so gut wie möglich zu helfen wissen. Hier verbrach ich denn auch meine erste nicht gerade heroische Kriegstat. Zwei Kameraden von mir, Gefreiter Vattram und Füsilier Bierwirth hatten in einem Nebenhause des Gutshofes eine Fleisch- resp. Wurstkammer entdeckt. Ich wurde ins Vertrauen gezogen und war der Dritte im Bunde, um unsere Brotheutel zu füllen. Des anderen Morgens gegen 6 Uhr ging es auf Missunde zu. Immerzu marschierend empfing jede Kotte ein Brot, welches verteilt und mit Heißhunger verzehrt wurde. Hierzu schmeckten unsere Würste ganz gut und mir auch noch des Abends nach der Schlacht. Meinen beiden Kameraden aber, die mir zu dem Lackerbissen verholsten, hatte die

Morgens des 2. Februar, des Tages von Missunde, zum frühen Tod
gelenchtet. Unter den 3 Toten, welche meine Compagnie den Abend
zählte, lagen sie alle Beide auf blutiger Walfstatt.

Die Feuertaufe.

Der Vormarsch nach Missunde fand bis zu dem etwa 1 Stunde
vor den Schanzen liegenden Dorfe Cosel ohne besonderen Wider-
stand der Dänen statt, doch war es ein beschwerlicher Marsch.

Wir ka-
men gegen
Mittag in
Cosel an.
Um 1 Uhr
etwa er-
hielt unser
Bataillon
den Be-
fehl, sich in
einer Re-
derung,
etwa $\frac{1}{2}$
Stunde
vor den
Schanzen
gefechts-
bereit auf-
zustellen.
Kurz dar-
auf er-
schien der
katholische
Feldgeist-
liche der 6.
Division
und hielt,
hauptsäch-
lich an die
katho-
lischen
Mann-
schaften,
denen sich
in ernster
und an-
dächtiger
Aufmerk-
samkeit die
Mann-
schaften
der ande-



ren Konfessionen anschlossen, eine kurze, ergreifende und zu Herzen gehende Ansprache mit Bezug auf den voraussichtlich blutigen Ernst der bevorstehenden Stunde; erteilte alsdann den Katholiken die Absolution und sprengte nach einem begeisterten Hoch auf den König zu den anderen Truppen.

Es wurde nun bekannt gegeben, daß ein Angriff gemacht werden solle, um zu sehen, ob die Schanzen ernstlich verteidigt würden. Sollten, was nicht wahrscheinlich sei, die südlichen Schanzen Nr. 59 und 60 genommen werden, so würden diese unter allen Umständen wieder geräumt und weiter südlich eine Vorpostenstellung bezogen. Dieser scheinbare Rückzug brauche deshalb auf Niemanden einen ungünstigen Eindruck zu machen. Darauf wurde das Gepäck noch einmal geöffnet, um das Verbandzeug herauszunehmen und dann erhielt unser Füsilier-Bataillon den Befehl, vorzurücken.

Unser Oberstleutnant von Francois hatte kaum „Gewehr über“ und „links um“ kommandiert, als er durch eine Gewehrkugel in die rechte Wade und Kinnlade schwer verwundet wurde und vom Pferde sinkend von seinem Adjutanten, Freiherr v. d. Horst, aufgefangen wurde. Die Oesterreicher, welche auf dem linken Flügel der Dänemark-Stellung vorgingen, griffen erst am 3. Februar bei Oberfeld den Feind an und von den Preußen hatten wir die Tête. Oberstleutnant von Francois ist aber wieder durchgekommen und machte am 29. Juni schon wieder den Uebergang nach Alsen mit.

Statt seiner übernahm nun bei Missunde der älteste Hauptmann, von Rawitsinsky I (12. Komp.), das Kommando. Unter seiner Führung gingen wir bis 2—300 Schritt an die Schanzen heran, teilweise in Schützenlinie, teilweise in kleineren geschlossenen Zügen. Am nächsten kam unsere, die 9. Kompagnie, unter Hauptmann v. d. Schulenburg an die Schanzen heran, lief dafür aber auch am Schluß des Gefechts bald Gefahr abge schnitten zu werden, und hatte die stärksten Verluste. Die Stricks, womit die Felder in Schleswig zum Schutz gegen die Seestürme meist umzogen sind, boten uns zum Teil gute Deckung. Im Uebrigen waren wir gegen die durch ihre Verschanzungen geschützten Dänen sehr im Nachteil. Ich betrachte es überhaupt als ein etwas großes Wagnis, feste Schanzen ohne alle Vorarbeit so nahe zu bestürmen. In den gewonnenen Positionen lagen wir auf gefrorener Erde fast volle 3 Stunden. Nur ab und zu hatte man Gelegenheit, einen der feindlichen Bedienungsmannschaft aufs Korn zu nehmen, sobald sich Pulverdampf und Nebel etwas verzogen hatte. Die ganze Zeit umpfiffen uns die feindlichen Gewehr- und Kartätschenkugeln. Letztere schlugen in die festgefrorene Erde nicht ein, sondern rollten nach dem Aufschlagen auf dem Boden wie Gummibälle auf- und niederlaufend fort. Daß viele ihr Ziel nicht verfehlten, sagten uns die rechts und links fallenden Kameraden. Das Geströhn der nach Hilfe rufenden Verwundeten, welches wir, ohne ihnen helfen zu können, stundenlang anhören mußten, dabei das Dröhnen der über unsre Köpfe hinwegsaufenden Geschosse unserer Artillerie und der sich mit denselben kreuzenden feindlichen Geschützkugeln, es war herzzerreißend und wahrhaft beängstigend.

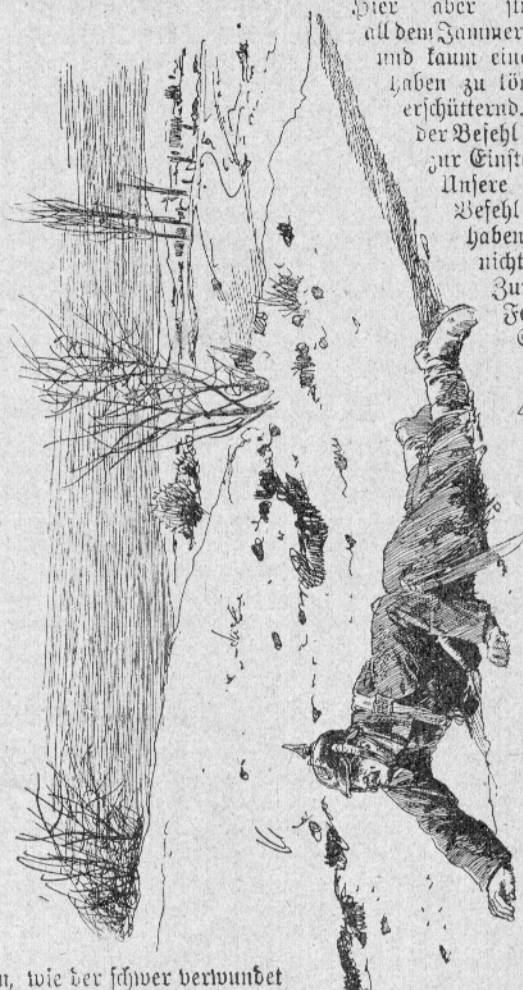
Es ist ja selbstverständlich, daß die erste Feuertausche den bleibendsten Eindruck macht.

Ich habe später größere und verlustreichere Gefechte und Schlachten mitgemacht, aber so tief einschneidende Erinnerungen, wie die 3 Stunden des Kampfes vor Missunde hat keiner der andern Tage bei mir hinterlassen. In den späteren Treffen sah man auch wohl die Kameraden fallen und hörte einige Schmerzensrufe, aber es ging vorwärts und nur die Krankenträger blieben bei den Verwundeten und Toten.

zwischen
zu müssen
etwas an-
war mark-
4 Uhr kam
zuge resp.
Angriffs.
musste den
erhalten
feuerte
unserem
trat - der
den
heraus
tete nun
schnelleres
allein auf
So kostete
denn diese
kurze Zeit
die meisten
Opfer.

Ich habe
es oft ge-
sagt und
sage es
noch,
lieber will
ich im Ge-
fecht 1000
Schritt
vorgehen,
wie 100
Schritt
zurück.

Ich meine
es noch
jezt zu hören, wie der schwer verwundet
im Boden liegende Kamerad Winne-
brock unserer Kompagnie so innigst uns
auflehte, ihn doch mitzunehmen, was uns leider unmöglich war und
wie unser Feldwebel Kentwig nach dem Krankenträger Häncke rief:
„Häncke, Häncke, ich blute tot, ich blute tot“. Als Häncke endlich



Hier aber stundenlang
all dem Jammer verharren
und kaum einem Feinde
haben zu können, das
erschütternd. — Gegen
der Befehl zum Rück-
zur Einstellung des
Unsere Artillerie
Befehl wohl eher
haben und
nicht mehr. Bei
Zurückgehen
Feind aus
Schanzen
und rich-
jein
Feuern
uns.

Auf Schleichpatrouille.

gekommen war und ihn auf eine Bahre gelegt, traf ihn eine zweite Kugel, die ihm später das Leben kostete.

Die schwere Verwundung unsres Feldwebels und eines andern Vorgesetzten rief mir zwei Vorgänge ins Gedächtnis, deren Ohrenzeuge ich kurz vor Beginn des Gefechts war, die beweisen, daß man „den Tag nicht vor dem Abend loben“ und „den Teufel nicht an die Wand malen soll“. Auf dem Anmarsch nach Mißunde hatte sich ein Kamerad, Füsilier Stürmer, etwas marschbummlig gezeigt. Der Feldwebel ranzte ihn unter anderem mit den Worten an: „Ja, warte der Kerl, Kanonensfutter soll er werden, Kanonensfutter soll er werden.“ Aber Stürmer blieb gesund und als er den Feldwebel, wie oben gesagt, jammern hörte, sagte er, daß er sich gedacht habe: „Auf du nur zu.“ Unser Unteroffizier Grotjahn, ein haunlanger Mensch, sagte vor Beginn des Gefechts zu unserm Flügelmann: „Schumacher, gleich gehts los, dann nehmen Sie der Dänen zwei, und ich nehme mir drei.“ Aber nach dem Gefecht hatten die Dänen den schwer verwundeten Unteroffizier, nahmen ihn später mit nach Kopenhagen und dem Flügelmann Schumacher hatten sie einen Fuß abgeschossen. Ich habe Beide nicht wiedergesehen.

Zufällig lernte ich aber vor einigen Jahren einen als Aktuar bei unserem Amtsgericht (Plettenberg) beschäftigten jungen Herrn als den Sohn des Herrn Grotjahn kennen und hörte, daß der Vater noch lebte und zwar als Obersteuer-Sekretär in Pippstadt. Der „Alte“ hatte mich ausgebildet und er ging schneidig mit uns ins Zeug. Sein Vorgänger in unsrer Rekrutenzeit hatte uns ein- und dreijährig Freiwilligen etwas verwöhnt. Der Herr Hauptmann, welcher dies gemerkt haben mochte, ließ ihn durch Unteroffizier Grotjahn ablösen und dieser übernahm uns mit den nicht gerade lieblosenden Worten: „Die Kerls sollen in 6 Wochen ausgebildet sein, im Lazarett oder tot.“ Jetzt ging's aber los und obwohl ich von Unteroffizier Grotjahn den einzigen Schlag in meiner Militärzeit und zwar beim Stubenexerzieren mit der Klopfspeische auf die nicht reich genug vom Gewehranfassen weggenommene linke Hand bekommen habe, habe ich mich stets gern dessen erinnert, der mich, nicht gerade guten Exerzierer, zu einem eben brauchbaren Soldaten gemacht hat.

Aus der Bekanntschaft mit seinem Sohne nahm ich Veranlassung, ihm durch meinen Freund und Landsmann, Herrn Realschullehrer Schäfer in Pippstadt, ein Lebenszeichen zu senden und hatte die Freude, eine sehr warm gehaltene Begrüßungskarte zu empfangen. Auf derselben teilte Herr Grotjahn mit, daß er, der nach Mißunde in der Totenliste Geführte, noch im Alter von bald 70 Jahren kerngesund und sogar noch aktiver Sänger bei dem Verein meines Freundes sei. Das gleichzeitig vorgeschlagene Zusammentreffen hat leider nicht stattfinden können, da Herr Grotjahn inzwischen zur großen Armee abgerufen wurde.

Gegenüber den oft haarsträubenden meist übertriebenen Erzählungen über Soldaten-Mißhandlungen der Jetztzeit, und gar den Darstellungen eines Villske und Beyerlein sind diese Verhältnisse aus der Soldatenzeit vor 40 Jahren fast paradiesisch zu nennen und ich glaubte, die kleine Rückwanderung meinen Kriegs-Erinnerungen nicht vorenthalten zu sollen. Doch nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu unsrer Feuertaufe.

Das Gefecht vor Miffunde war, wie mein schon erwähntes Nequimens-Tagebuch sagt: „Die Feuerprobe der jungen Armee, und jeder konnte, vom höchsten General bis zum jüngsten Soldaten mit Ruhe den weiteren kriegerischen Ereignissen entgegensehen“, — trotz des befohlenen Rückzuges.

Die Verluste waren verhältnismäßig bedeutend. Meine (die 9.) Kompagnie verlor 1 Offizier und 23 Mann, das Bataillon 4 Offiziere und 60 Mann. Aus andere hatte der Herr der Heerscharen beschützt. Mir streifte eine Gewehrkugel nur eben eine Hosensalte am rechten Knie und blieb auf der gefrorenen Erde liegen, sodaß ich sie auslesen und mitnehmen konnte. Ich bewahre dieselbe noch heute, ebenso wie 2 Kartätschenkugeln, die auf mich zurasteten, aber auch ihr Ziel verfehlten, zum Andenken auf. Aehnliches passierte unserem Sekondeleutnant Faust, ein Herr von der stattlichen Größe von 13 Zoll, wie man damals nach der über 5 Fuß hinausgehenden Länge das Soldatenmaß benannte. Ihm riß eine Kugel die Epaulette weg. Kaltblütig lächelnd sagte er: „Wenn ich noch einen Zoll größer gewesen wäre, würde die Kugel durch die Schulter gegangen sein.“ Ein noch größeres, geradezu wunderbares Schlachtenglück war unserm tapfern stellvertretenden Bataillons-Kommandeur von Krawjinski 1. beschieden. Er hatte zwei Züge seiner 12. Kompagnie in möglichst gesicherter Position hinter einem schanzenähnlichen Wall aufgestellt, und nur den Schützenzug rechts und links ausschwärmen lassen. Er selbst aber stand, die Deckung verschmähend, während fast der ganzen 3 Gefechtsstunden aufrecht oben auf dem Schutzwall, von da das Bataillon dirigierend. 7 Kugeln waren ihm durch die Uniform gegangen, aber körperlich blieb er durch göttliche Jüngung unverfehrt.

Auf ihn paßten so recht die Worte des Mantel-Liedes:

Dem wo die Feszen runter hangen,
Da sind die Kugeln durchgegangen,
Jede Kugel macht ein Loch.

Eine mehr ins humoristische gehende Beschützung passierte einem bei der 12. Kompagnie stehenden Kameraden meiner Heimatgemeinde, dem jetzigen städtischen Vollziehungsbeamten, Theodor Schulte in Hagen. Er hatte während des Gefechts etwas Leibbeschwerden und wollte diese zu lindern suchen. Kamerad Theodor war erst den vorigen Herbst (1863) eingetreten. Obwohl so zu sagen noch Rekrut, hatte er die Friedens-Instruktion auch im Kriege noch recht stramm im Kopfe. Dieser gemäß, trat er auch jetzt, wo, wie Th. Körner in seinem Gedicht „Gebet vor der Schlacht“ singt, uns „brüllend unvollte der Dampf der Geschütze“, hinter dem deckenden Wall hinweg, ging mit angefaßtem Gewehr, — dem vorgeschriebenen Honneur — zu dem, wie gesagt, ohne Deckung auf dem Wall stehenden Kommandeur mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich bitte austreten zu dürfen!“ Dieser schmunzelte und gab die Erlaubnis mit den Worten: „Wenn es Dir nicht zu gefährlich ist, mein Sohn.“ Kamerad Sch. machte kehrt wie auf dem Exerzierplatze, schwenkte, der Gefahr nicht achtend, seitwärts und kam bald auch glücklich von seiner Entbindungstour zurück. — Mit kriegsmarschmäßig gepacktem aufgeschwalltem Tornister die Hosenträger wieder in Funktion zu setzen, ist nicht so rasch geschehen und er

maßete sich ohnedem „vom Austreten zurück“. Im Augenblick darauf kam der schon erwähnte Befehl zum Abbruch des Gefechts und unser Kamerad mußte wohl oder übel mit zurück, ohne sich vorher in Ordnung setzen zu können. Das Zurücklaufen wollte aber nicht so rasch mit ihm gehen, wie es die gefährliche Situation erheischte, er trat sich immer auf die herunterrutschenden Beinkleider und mindestens 3 Zoll des unteren Theiles derselben hatte er sich, wie er mir des Abends, als wir, um uns zu erwärmen, Arm in Arm in dem Heu unseres großen Alarmquartiers lagen, immer noch darüber donnerwetternd klagte, abgetreten. So wie diese Erzählung, pflegte er in seiner etwas robusten Weise jede eifrige Schilderung mit einem nicht gerade leisen Fluch zu bekräftigen. Er meinte dies nicht sündhaft. Er schoß auch in seinen Darstellungen wohl mal über das Ziel hinaus, tat dies aber nicht in der Absicht zu übertreiben, sondern unter unschuldigem hinreißendem Einfluß des tragischen Augenblicks.

So stand er z. B. 2 Tage nach Missunde morgens 4 Uhr auf Vorposten oben auf der hohen, dicht vor Missunde liegenden Drümmers Windmühle, als die Dänen unsere beabsichtigte Links- und Rechts-Umgehung ahnend, die über die Schlei nach Missunde führende Brücke in die Luft sprengten, um ihren Rückzug vor unserer Verfolgung zu decken. Theodor, der nicht ahnte, was diese, die ganze Umgebung erschütternde Explosion zu bedeuten hatte, und auf seinem exponierten Standpunkt auch selbst eine Erschütterung verspüren mochte, schilderte mir seinen Eindruck mit folgenden ganz von Herzen kommenden, wenn auch der vollen Wahrheit nicht ganz entsprechenden Worten: „Zunge, as ick van Moirjer 4 Uhr dei auwen of der Windmülle op Posten stond, gawte dat nie Büest (Knall) dat dei Windmülle sieven Schriet van der Sliee sloog“ (Zunge, als ich diesen Morgen 4 Uhr da oben auf der Windmühle auf Posten stand, gab es einen Knall, daß die Windmühle sieben Schritt von der Stelle sloog) und hier folgte wieder eine verbe Bekräftigung.

Die ersten Tage hatten aber doch einen tiefen Gemütsindruck wie auf uns alle, so auch auf genannten Kameraden gemacht, denn er bezeugte, wie Kamerad Ferdinand Kraft noch heute gern erzählt, daß er nun sein ganzes Leben nicht mehr fluchen wollte, bekräftigte aber diese Betenerung in seinen Gewohnheitschlex verfallend, direkt wieder mit einem recht heftigen Fluche. Ich werde im Verlaufe meiner Erinnerungen noch öfter Gelegenheit haben, auf die urwüchsigen Aeusserungen dieses tapferen Kameraden zurückzukommen.

Hier sei noch eines schönen Bravourstücks gedacht, welches ein uns lieb gewordener einjährig-freiwilliger Unteroffizier Delius, Angehöriger der besannten Familie Delius in Mielefeld, bei dem Rückzuge bewies. Ein schwer verwundetes Pferd humpelte auf drei Beinen auf dem Rückzugsweg. Obwohl Jeder von uns aus Selbsterhaltungstrieb ergte, daß er eiligst aus dem Schußbereich der hinter uns her pfeffernden Dänen kam, nahm Kamerad D. sich die Zeit, das arme Tier durch einen Gnadenschuß von seinen Qualen zu erlösen und wurde infolge dieses kurzen Zurückbleibens selbst durch eine feindliche Kugel getroffen, wenn auch glücklicherweise nicht tödtlich. 1866 starb er als eben so mütiger Reserve-Offizier im Mainfeldzuge bei Nischaffenburg den Heldentod.

Kamerad Krauskopf.

Es kommen jedoch auch im Felde Fälle von geringer Bravour vor. So wurde wenigstens das Gebaren eines sonst alles von der leichten Seite aufnehmenden Kameraden, der als Spatzvogel der Kompagnie bekannt war, ausgelegt. — Er hieß „Krauskopf“ und war seines Zeichens Metzgergeselle. Aber bei Mißwunde wurde es ihm zu kraus um den Kopf herum und hier das Blutvergießen schien ihm nicht in sein Handwerk zu passen. Die Kameraden sagten, er habe sich hinter einem Knick mit der Helmspitze fast in die Erde gebohrt und sich nach den Dänen kaum umzusehen getraut. Bei dem Rückzuge hatte er es am aller-eiligsten. Um rascher laufen zu können, schnallte er den Tornister los und



Ein „Drückeberger“.

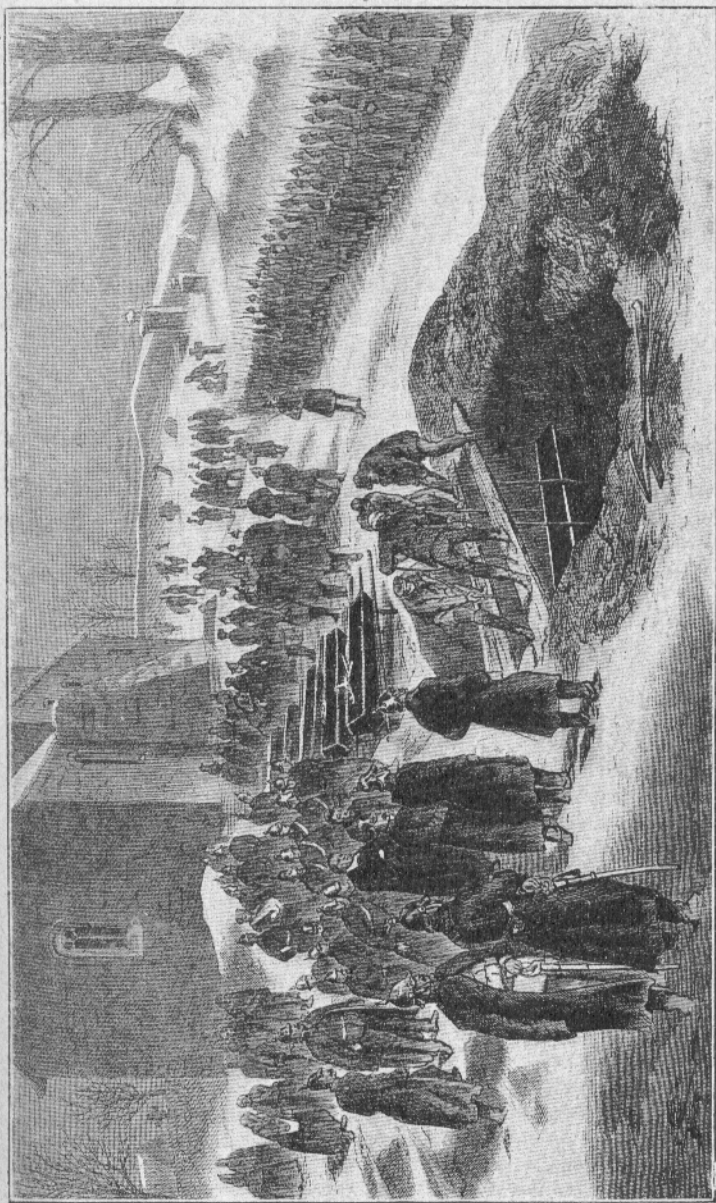
warf ihn mit allem Unentbehrlichen, was drin war, weg. Später von unserm Hauptmann zur Rede gestellt, wie es mit seinem Tornister wäre, entschuldigte er sich mit der drolligen Ausrede: „Herr Hauptmann, als es vor Mißwunde hieß, retirieren, bin ich über die Walle (Knicke) gefallen, da ging mein Tornister kopsüber und mein Tornister war weg“. Als er von den Kameraden geneckt wurde, warum er im Gefecht so bange gewesen und fast in die Erde gekrochen sei, sagte er: „Ja, was meint Ihr wohl? Jede Kugel rief auch, Krauskopf, wo bist du?“ Schon in den ersten Mobilmachungstagen hatten wir Krauskopf in der Garnison als Possenreißer kennen gelernt. Er war bei der Mobilmachung als Reservist eingezogen. Als er in seinem Zivilanzug in dem Kasernen-

hof sich stellte, war er ohne Hut. Zur Abwehr der Kälte hatte er sich ein buntes Taschentuch um den Kopf gebunden und mit ein paar kunstgerecht aufwärts stehenden Narrenzöpfeln versehen. Nachdem er in Uniform gesteckt und in die Kompanie eingereiht war, schien ihm die Bedeutung des Kommandos des Hauptmanns „Rückwärts richt Euch, Marsch!“ nicht mehr geklärt zu sein. Statt mit „Nugen rechts“ streng im Takt rückwärts zu richten, drehte sich Krauskopf ganz bummelig herum und schob sich dann ebenso schlapp, wieder Front nehmend, in sein Glied hinein. „Sind Sie des Teufels?“, donnerte ihn der Hauptmann an und „Kerl, was sind Sie für ein Landsmann?“ „Herr Hauptmann, ich bin Altpreuß“, erwiderte K. richtig. — „Feldwebel, notieren Sie dem Kerl 24 Stunden Kasernenarrest“, diktierte der Hauptmann. — „Gibt mich der Hauptmann 24 Stunden Kasernenarrest, weil ich Altpreuß bin“, knurrte Krauskopf verwundert.

Ob all seinen Streichen und Taten, über welche ich noch mehrfach zu erwähnen haben werde, war ihm keiner der Kameraden abhold. Der Hauptmann nahm ihm auch nicht alles krumm, und so kam er ohne besondere Strafen durch. — Nach dieser kleinen Abschweifung in die vorhergehende Zeit kehre ich nach Missunde zurück.

Bei unserer sich zu weit vorgewagten Kompanie traf der Befehl zum Rückzuge verspätet ein und konnte derselbe weniger glatt von statten gehen. Ohne sich vorher sammeln zu können, suchte jeder von der ausgedehnten Gefechtslinie aus, auseinandergezogen, wie wir standen, resp. lagen, auf direktestem Wege aus dem Feuer zu kommen. Erst außerhalb desselben fanden wir uns allmählich wieder zusammen. Ein geschlossenes Zurückgehen würde auch unpraktisch und der reine Kugelfang gewesen sein. So passierte es denn, daß unser Hauptmann, als Prinz Friedrich Karl auf ihn zuritt und frag: „Herr Hauptmann, wie hat es mit Ihrer Kompanie gegangen“, nur erst ein kleines Häuflein um sich versammelt hatte und in der Meinung, dies wären alle übrig gebliebenen, antwortete: „Königliche Hoheit, ich habe nur noch 43 Mann“. Diese vermeintliche Verlustmeldung ging auch anfänglich durch die Zeitungen. Von Hause her liefen namentlich von meinen lieben Geschwistern um mein Leben viel besorgte Briefe ein, die ich ich kürzlich, als ich einiges Material zu meinen Erinnerungen zusammen suchte, mit Wehmut gelesen habe und mir teure Andenken bleiben werden. — Sind doch die mich mit so viel Liebe umgebenden, alle, die Jüngeren, wie die Älteren, schon zur ewigen Ruhe eingegangen, während es mir mit Gottes Hilfe vergönnt war, allen Stürmen des Kriegs- und Friedenslebens bis ins jetzige Alter (67 Jahr) hinein, in voller Gesundheit zu widerstehen.

Aber nicht allein die Lieben daheim, auch treue Kameraden im Felde waren besorgt. Einer derselben war mein alter Schulkamerad Ferdinand Kraft. Ich saß in der Schule meist zwischen ihm und seinem jüngeren, 1866 im böhmischen Feldzuge gebliebenen Bruder Gustav. Obwohl die beiden Söhne unseres lieben, alten Lehrers waren, und ich mit als dessen Lieblingschüler angesehen wurde, haben wir drei dazumal manchen Jugendstreich zusammen verbrochen. Schon damals knallten wir



Begräbnis der bei Wiffunde gefallenen preussischen Soldaten auf dem Friedhofe von Koefel am 7. Februar 1864.

drei gerne. Wenn auch nur mit Schlüsselbüchsen geschossen werden konnte, es ging oft gefährlich genug zu und brachte, wenn „der Alte“ es erfuhr, manche Prüffe ein, für die Herren Söhne nicht die geringsten.

Als wir diese vorbedeutenden Spielereien vollbrachten, ferner, als wir in den unserer Schule benachbarten steilen Kalksteinbrüchen die waghalsigsten Kletterkünste und Sprünge verübten und wir auch mal eine regelrechte Schneeballenschlacht gegen die Mitschüler lieferten, dachten wir noch nicht daran, daß es uns beschieden sein sollte, feindliche Schanzen zu stürmen und ernste Schlachten schlagen zu helfen.

Unsere Schulkameradschaft ist aber zu einer Soldatenkameradschaft ausgewachsen und die Kriegsjahre haben sie noch mehr gekittet.

Kamerad Ferdinand, der bei der Artillerie stand, hatte bei Missunde in seiner Batterie selbst schwere Verluste an Mannschaft und Pferden, wie an geschädigtem Geschützmaterial erlitten. Die 4500 Schuß, (70 auf das Geschütz, zusammen wohl über 400 Zentner Eisen), welche die Artillerie über uns hinweg auf die dänischen Schanzen donnerten, hatten uns brav mit beschützen helfen und viele Verwüstung bei den Dänen angerichtet. Wie schon erwähnt, zog die Artillerie sich dem Befehl gemäß eher zurück, als uns derselbe zugegangen war, was dadurch erklärt wurde, daß der Adjutant, Husarenleutnant Graf v. d. Gröben, welcher von seinem Onkel, dem Kommandeur unserer Avantgarde beauftragt war, uns den Befehl zum Rückzuge zu bringen, auf dem Ritt zu uns den Heldentod erlitt, ehe er uns erreichte. So hatte denn die Artillerie sich diesseits des Dorfes Cosel schon einige Ruhe gegönnt, bevor wir den sichern Ort erreichten. So nötig Ferdinand die Ruhe haben mochte, er nahm sich deren keine, bis er wußte, wie es mir ergangen war. Nach vielem vergeblichen Hin- und Herfragen bei Bruchteilen der 9. Kompagnie 15ner, traf er mich endlich bei einem Nachtrupp derselben an. Wir hatten uns zuletzt gesehen, als Ferdinand den Herbst 1863 auf Remonte-Kommando mich in meiner Garnison Bielefeld aufsuchte. Inzwischen war er zur Reserve entlassen und mußte bei der Mobilmachung wieder eintreten. Er hatte zu Hause noch die Briefe gelesen, die ich nach dem Ausrücken dorthin geschrieben hatte und brachte viele Grüße mit. Es war ein lebenslänglich unvergeßliches Wiedersehen. Nach der ersten, dem Augenblick angepaßten stürmischen Begrüßung teilten wir, wie es unter Kameraden Sitte ist, das, was wir an Mundvorrat besaßen. Ich hatte, wie unser Krauskopf es nannte, noch „Tröpfchen“, ferner ein Stück „Stuten“ und ein End von meiner am vorigen Abend in Harzhof requirierten Wurst, was uns alles trefflich mundete.

Da die uns angewiesenen Quartiere weit auseinander lagen, mußten wir für diesen denkwürdigen Tag Abschied nehmen, trafen uns aber bald nach vollzogenem Uebergang über die Schlei zum zweitenmal und später in diesem und dem 1866er Feldzuge, wie ich in Verfolg der Ereignisse weiter zu schildern gedenke, noch öfter. — 1870/71 dagegen war mir Ferdinand weit über Orleans hinaus vorausgeeilt, während ich als Landwehrmann des Besatzungsbataillons Wehlar Nr. 88 nur eben über die Grenze kam.



Die Tage nach Missunde. — Auf Vorposten.

Des Abends nach dem blutigen Tage von Missunde kam unser Bataillon und eine Schwadron der roten Husaren, auf einem großen Gute Eschelsmark und dessen Vorhof Bohnerth in Alarmquartier. Hier fanden Kamerad Theodor von der 12. Kompanie und ich uns die Nacht auf dem großen Heuboden eines Nebengebäudes zusammen.

Trotz des Massenquartiers war die Verpflegung eine erträgliche. Des Abends standen große Kochtöpfe voll warmer Graupen- und Grüensuppen bereit und auch des Morgens und Mittags gab es genügend warme Kost. — Die Nacht im Heu mit zugedektem Mantel ließ sich trotz der Kälte für unser junges Blut auch schon ertragen. Am 3. und 4. Februar hatten wir hier Ruhe. Jedoch am 5. wurden wir schon früh Morgens um fünfse alarmiert. Jeder glaubte, es ginge wieder los auf die nahen Schanzen, doch lautete, nach meinem Regiments-Tagebuch, der Befehl, daß wir vor denselben nur eine Vorpostenstellung einnehmen sollten. Während die andern Truppenteile unserer Avantgarde einen Rechtsabmarsch die Schlei hinunter nach Arnis und Kappeln ausführten, um zu versuchen, die Dänen zu umgehen, hatten wir die Aufgabe, die Besatzung von Missunde über den erfolgten Rechtsabmarsch zu täuschen.

Es wurden zu diesem Zwecke am Tage größere Reconnoszierungen unternommen, jedoch mit dem bestimmten Befehl, sich nicht in ernstere Gefechte einzulassen.

Während der Nacht wurden durch eigens dazu abgeteilte Kommandos große Bivakfeuer unterhalten, auch da, wo keine Truppen standen, um dem Feinde das Nichtvorhandensein größerer Truppen-

massen zu verbergen. So standen denn bis zum 6. Februar die schwachen Vorposten unsres Jüsilierbataillons ohne jede Unterstützung, ganz auf sich selbst angewiesen, dem Feinde gegenüber.

Des Morgens an diesem Tage erschien die österreichische Brigade Dormus und das österreichische Windischgrätz- Dragoner-Regiment um eine Replis-Stellung einzunehmen, gleichzeitig mit der Bestimmung, unser Bataillon abzulösen, damit wir unserm Regiment auf dem Marsche längst der Schlei folgen konnten, wo wir bei Arnis die zu schlagende Pontonbrücke decken sollten.

Wir waren dieser Ablösung von Herzen froh. Abgesehen von dem drückenden Gefühl, der im Fall eines feindlichen Angriffs für unser kleines Häuflein unhaltbaren Stellung, welche wir hatten, waren diese Vorpostentage die anstrengendsten, die ich jemals erlebt habe. In der bittersten Kälte des nordischen Winters standen oder lagen wir im freien Felde, die einen auf Vorposten, die andern auf Feldwache. Es schneite und stürmte fast unaufhörlich. Nur mit größter Mühe konnten die Wachtfeuer angemacht und unterhalten werden. Da es an Brennmaterial fehlte, wurden die Telegraphenstangen der zerstörten Telegraphen-Linien abgehauen und zu Feuerungsholz zerkleinert. Hierbei wurden die geschliffenen Fäschinenmesser zum erstenmal praktisch erprobt. Wo es an Lagerstroh fehlte, mußten die Strohdächer der zu erreichenden Häuser herhalten.

Offiziere und Mannschaften suchten sich durch Auf- und Abgehen einigermaßen zu erwärmen. Vor Ermüdung legte sich abwechselnd der eine und der andere mal um die Wachtfeuer nieder. Den Tornister unter dem Kopfe, die Füße nach dem Feuer hingelehrt, lag man so auf Schnee und Eis im Kreise um das schwälende Wachtfeuer herum. Schlummerte man so auf kurze Zeit ein, so war bald Mann und Lager von einer Schneehülle überdeckt. Rasch mußte man aber, um nicht zu erstarren, wieder auf die Beine und in um so rascherem Tempo wurde das Erwärmungs-Getraupel wieder aufgenommen. Genug, es war kaum zum aushalten.

Durch die willkommene Ablösung hob sich die hier und da eingetretene gedrückte Stimmung sehr bald wieder, besonders da es sich inzwischen herausstellte, daß jetzt das Zurückziehen an den Dänen war. Wie rasch sich das Kriegsblatt ändern kann, erfuhren auch unsere Feinde. Dafür zwei Beispiele. Am 1. Februar lag ein dänischer Hauptmann mit seiner Compagnie in dem Gehöfte Harzhof, in welchem wir des Abends einquartiert wurden. Wie die Gutsherrschaft erzählt haben soll, hatte er des Nachmittags beim Kaffeetische renommierend zu seinen Offizieren geäußert: „Die Preußen werden es nicht wagen, die Eider zu überschreiten, sonst würden wir sie doch mit blutigen Köpfen zurückwerfen.“ Gleich nach dieser Aeußerung sprengte eine Ordonnanz auf schäumendem Pferde in den Hof herein mit der Meldung, die Preußen seien im Anmarsche. — Der Hauptmann erhob sich fluchend zum schleunigen Rückzuge und entging dadurch so eben der Gefangenschaft. — Ebenso irrte sich der dänische Oberkommandierende, General de Meza.

Wie Oberstbrigadeur Rüstow in seinem Werke über den Feldzug erzählt, kamen einige französische Offiziere kurz vor Beginn des Feld-

zuges nach Schleswig und besahen sich die Dammerwerkstellung. Als sie darauf bei de Meza zu Tische waren, fragten sie denselben, wie lange er gedente, die Werke gegen einen Angriff mit überlegener Macht halten zu können. „Sechs Tage“, antwortete er. — Und was er dann tun würde? „Da jeder von den 6 Tagen dem Feind eine Brigade gekostet haben wird“ — war seine Antwort — „werde ich dann vorgehen und den Feind selbst angreifen.“

Wenn gar keine Umgehung möglich war und unsere Armeeführung auf direkte Angriffe auf die starken Dammerwerkstellungen angewiesen gewesen und hierzu keine starke Artillerie zur Verfügung gehabt hätte, mochte der General, wie wir bei Missunde gesehen, so Unrecht nicht haben. Aber es kam, wie wir wissen und das Weitere sehen werden, anders.

Uebergang über die Schlei an die Ostsee.

Kurz vor unserm Abmarch von Missunde nach Arnis und Kappeln überbrachte ein Adjutant ein Schreiben des General-

Commandos, daß nach sicheren Nachrichten die Dänen Arnis und Kappeln und die dortigen Befestigungen verlassen hätten. Es wurde den uns ablösenden Oesterreichern überlassen, festzustellen, ob dies auch betrefis Missunde der Fall sei.

Später stellte sich heraus, daß zu der Zeit schon die ganze dänische Armee die Dammerwerkstellung verlassen hatte und auf dem Rückzuge war. Während wir unbehelligt marschieren konnten, hatten die Oesterreicher bei Deversee ein schweres Gefecht mit der Nachhut des Feindes, was



Die ersten dänischen Gefangenen.

beiderseitig große Opfer kostete. Die Oesterreicher verloren hier etwas über 700, die Dänen nahezu 800 Mann an Toten und Verwundeten, ca. 15% der in das Gefecht verwickelten Truppen.

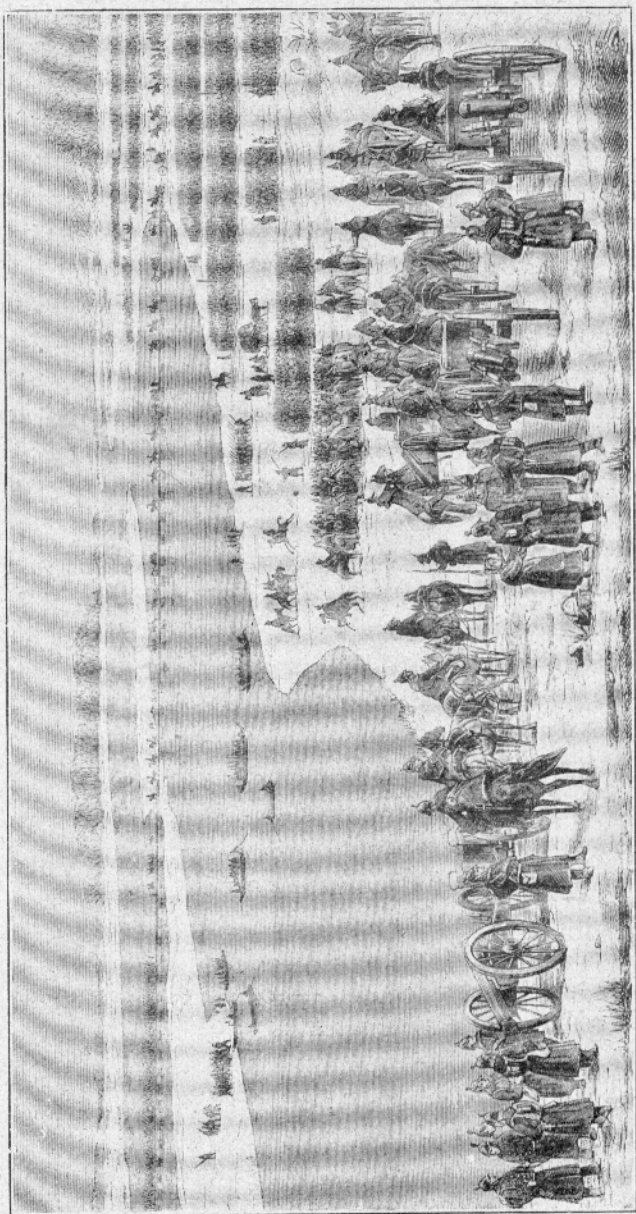
Da die Oesterreicher auch schon am Tage nach Missunde ein Gefecht gehabt hatten, waren sie jetzt den Preußen voraus, was namentlich von unseren noch nicht ins Feuer gekommenen Regimentern viel beneidet wurde.

Die Nacht vom 6. auf den 7. Februar kampierten wir in einem Dorfe diesseits der Schlei und kamen am 7. Februar gegen Abend diesseits Kappeln, wo wir übergeschifft werden sollten, an. Die Zeit drängte, wenn dies noch vor Abend geschehen sein sollte. Die Schlei trieb mit schweren Eisschollen, weshalb die Schiffer, welche zu diesem Zwecke herangeholt waren, sich weigern wollten, dies gefährvolle Uebersetzen auszuführen. Als unser Hauptmann aber den Degen zog und auf einen der Vortführer losritt mit den Worten: „Nerl, wenn Sie jetzt nicht losfahren, steche ich Sie nieder“, hörte aller Widerspruch auf und wir kamen glücklich in Kappeln an. Ich wurde mit verschiedenen Kameraden in der Apotheke einquartiert und erhielt seit langer Zeit zum erstenmale wieder ein warmes Bett. Den andern Morgen ging es auf Flensburg zu. Inzwischen war auch der Hauptteil unserer Truppen, welche bei Arnis auf einer geschlagenen Brücke die Schlei überschritten, herangekommen und erschwerten unser Vorwärtskommen auf der glatteisigen Straße. Ich hatte dort die Freude, Freund Ferdinand wieder zu treffen, der reichlich mit Proviant versehen war und kameradschaftlich mit mir teilte, sowie auch einen anderen bekannten Artilleristen, Kamerad Friß Bermedes.

Am Abend des 8. Februar kam unser Bataillon etwa 2 Stunden von Flensburg in Habernies in Quartier. Das Dorf liegt dicht am Ostseestrande. Wir hatten schon beim Eintreffen am dunklen Abend das Rauschen der Wogen vernommen. Als ich des Morgens wach wurde, konnte ich zum erstenmal einen Blick auf die wogende See werfen. Es war ein überwältigender Eindruck, den ich nie vergessen werde. Da, wie wir später erfuhren, unsere Garde und die Oesterreicher den Dänen bis über Flensburg hinaus auf den Fersen waren und die Truppen in Flensburg sich stauten, hatten wir hier einen Tag Ruhe, die uns sehr zu statten kam, obwohl die Quartiere überhäuft und die Verpflegung jämmerlich war. Unser Bauer schien ein Stockdäne zu sein. Man konnte sich nicht mit ihm verständigen, oder er tat nur so. Unsere Offiziere und wir sehnten uns nach einer Kartoffel-Mahlzeit, aber er wollte keine Kartoffeln besitzen. Nach längerem Herumstöbern entdeckten wir draußen im Felde runde mit Stroh überdeckte zugeschnittene Haufen. Bald war der Schleier gelüftet und hatte jeder seine Portion Kartoffeln auf lustigem Feldfeuer im prasselnden Kochkessel. — Jammernd und wetternd eilte der Bauer zum Hauptmann und mußte sich jetzt wohl verständlich gemacht haben, denn der Hauptmann merkte den Braten. Bei ihm kam mein Bauer aber schlecht an. — Mit ironischem Schmunzeln fertigte er den „Kartoffelarmen“ Bauern ab mit den Worten: „Sie sagten ja, Sie hätten keine Kartoffeln, deshalb können die Kartoffeln,

welche meine Leute gefunden, auch die Ihrigen nicht sein. Dieselben gehören also meinen Leuten.“ — Wie uns mit den Kartoffeln, erging es dem

Herrn Hauptmann auch mit dem knickerigen Kunden. Ersterer sehnte sich nach einem Hühnchen im Topfe, konnte aber den Bauern nicht dazu bewegen, eins herauszurücken. Er hatte eben angeblich keine Hühner. In Wirklichkeit hatte er sie weggesperret. Wir erspähten dies mehr zufällig. Ich lag nämlich mit so viel Mannschaften, als der Raum zum Schlafen auf den Dieben fassen konnte, in einer abgelegenen Klumpel-



Uebergang der Preußen über die Schlei bei Arenis (6. Februar 1864).

hammer des Schösis. Es stand ein altertümlicher Webstuhl darin. Die Decke der Kammer bildeten unübertünchte, über die Balken gelegte Dielen. Als wir uns an dem Ruhetage etwas ausschlafen wollten, hörten wir oberhalb unseres Lagers ein mehrfaches Picken. Rasch war der Webstuhl erklettert und mit dem Haschmessen wurden die nicht zu fest genagelten Dielen so viel gelüftet, daß ein Mann heraufsteigen konnte, was denn da oben los war. Richtig, es war ein Teil der weggesperrten Hühner. Daß mehrere derselben uns zur Beute wurden, ist nicht zu verwundern und dem Burschen des Hauptmanns, Kamerad Hugo Thomas aus Lennep, der mich noch diesen Sommer aufsuchte und den Fall bestätigte, wurde auch eins untergeschoben. Der Bauer hatte aber von dieser vorsichtigen Blünderung nichts gemerkt. Als wir den andern Morgen abrückten, kam derselbe um Abschied von uns zu nehmen, wobei er mit seinen tiefen Bücklingen nicht sorgte. Der Herr Hauptmann reichte ihm vom Pferde aus die Hand und speiste ihn ab mit den Worten: „So, jetzt können Sie Ihre Hühner wieder los lassen.“ Ueber die tiefere Bedeutung dieser Abschiedsworte wird sich der Mann erst recht klar geworden sein, als er der Weisung Folge gab und seinen Geflügelbestand zählte. — So geht es zu im Kriege.

Nach Flensburg.

Auch die beiden Musketierbataillone unseres Regiments lagen diese Zeit in den uns benachbarten Dörfern am Strande. Diese hatten dort 2 Ruhetage, während wir nur einen derselben genossen, weil wir einen Tag später an der Gelting-Bucht eingerückt waren. Nach dem Ueberschreiten der Grenze war hierdurch zum erstenmal der Regimentsverband wieder hergestellt. Wir Füsilier wurden von den Musketieren angestaunt, bewundert und beneidet, wenn wir ihnen von den Ereignissen im Gefecht bei Missunde, von den Granaten und Kartätschen, von den Toten und Verwundeten erzählten.

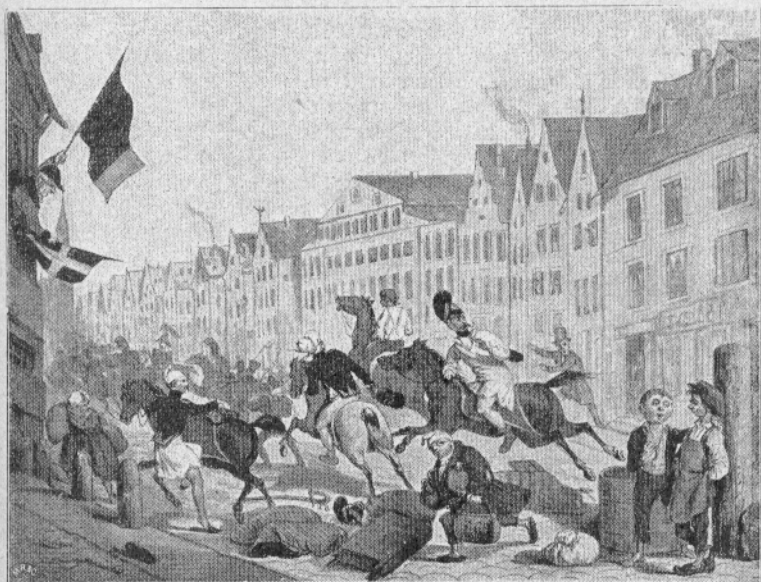
Das ganze Regiment kam am Abend des Ausmarsches von der Gelting-Bucht in Flensburg ins Quartier. Bei dem Marsche nach dieser so herrlich um die wogenrauschende Bucht des Flensburger Hafens liegenden Stadt waren nicht wenig Schwierigkeiten zu überwinden.

Es hatte in den letzten Tagen ununterbrochen geschneit und an einigen Stellen mußten die Bauern aufgebeten werden, um die Wegegang- und fahrbar zu machen. Dabei war die Hauptstraße mit vormarschierenden Truppen und Fuhrwerk überfüllt. In Flensburg wimmelte es geradezu von Soldaten aller Truppengattungen. Dennoch war unser Regiment nach dessen Tagebuche zu der Zeit 78 Offiziere, 2500 Mann und 128 Mann stark in weniger wie 20 Minuten einquartiert. Große Tanzsäle, Schulklokale etc. wurden zur Unterbringung der Truppen hergerichtet. An Bequemlichkeit war nicht zu denken, aber es ging so eben.

Wären wir eine halbe Stunde später eingetroffen, würde die Einquartierung mit langwierigen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, da unmittelbar nach uns die Fouriere der österreichischen Armee ankamen und einige Tausend Mann ankündigten. Die Pferde mußten bivakieren, denn alle Stallungen waren mit Mannschaften belegt.

Ueberhaupt war Flensburg zu der Zeit ganz von Militär und Kriegsmaterial voll gespickt. Auf dem Südermarkt und überhaupt wo Platz war, stand es voll von Kanonen, Prozen, Munitionswagen etc., die der Feind auf seinem schnellen Rückzuge nicht hatte fortschaffen können.

Aus den Garnisonen des Regiments Minden und Bielefeld waren einige Herren in Flensburg eingetroffen, um sich zu erkundigen, wie es uns ergangen sei. Es waren dort in der Heimat grauenhafte Nachrichten über das Fürchterliche eines Winterfeldzuges eingetroffen und hatten ein teilnehmendes Interesse hervorgerufen. Alles wollte den armen nothleidenden Soldaten die Strapazen und Entbehrungen erleichtern helfen und die Herren wollten erforschen, in welcher Weise am wirksamsten zu helfen sei, ob in Lieferung von warmen Unterkleidern,



Wahlorganiatischer Rückzug der Dänen aus Flensburg!

Die Preußen kommen! (Satirisches Zeitbild aus dem Jahre 1864.)

durch Nahrungsmittel oder in barem Gelde. Es war ein Fragen und Erzählen ohne Ende.

Hatten wir schon bei unserm Bauern in Habernies den ersten Vorgeschmack vom Verkehr mit einem Stockdänen gehabt, hier in Flensburg lernten wir ein fanatisirtes Dänentum kennen. Nicht aber so in ganz Flensburg. — Wie man noch heutzutage von Nordschleswig spricht und weiß, daß dort die dänische Nationalität trotz der vergangenen 40 Jahre noch mit eiserner Hartnäckigkeit festgehalten wird, obwohl zwischen den Herrschern und Höfen eine wohlthuende Annäherung sich vollzogen hat, — so gab es damals ein Süd- und ein Nord-Flensburg. Ersteres war durch und durch deutsch gesonnen, letzteres, welches etwa $\frac{1}{3}$ der Bewohner der

Stadt ausmachte, ganz und gar dänisch. Wer dort wie ich ins Quartier kam, hatte nicht das beste Teil erwählt. Die Deutschen hatten ihnen schon hart zugefehrt. An manchen der von Dänen bewohnten Häusern waren die Fensterscheiben eingeworfen. Um ihre Gegner nun um so mehr zu ärgern, hatten die Dänen die zerbrochenen Scheiben mit roten und weißen Lappen, den dänischen Landesfarben, zugestopft. Dies Verhältniß wurde auch nicht viel besser als wir später als Sieger in die Stadt einrückten.

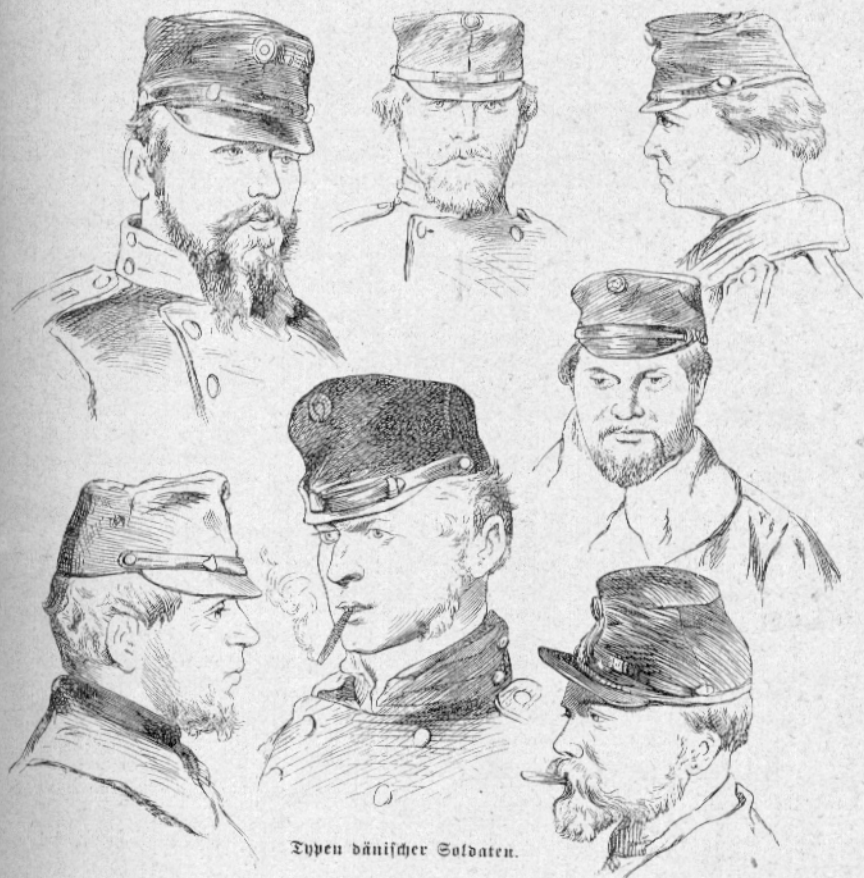
Marſch nach dem Sundewitt und Düppel.

Sleich andern Tages nach dem Einmarſch in Flensburg, wurde der Weitermarſch nach dem Sundewitt angetreten. Es galt nun, die Gelegenheit in einer großen Stadt wahrzunehmen und ſich nach Möglichkeit zu verproviantieren. — Mir wurde zu dieſem Zwecke ein billiger Fleiſcherladen angewieſen, in welchem ich mich für weniges Geld mit einem mächtigen Stück Wurst verſorgte. Aber, o weh! Als ich über den Hof hinaus wieder nach der Straße gehen wollte, ſah ich dort einige Pferdelöpfe hängen. Ich bin niemals ein Roſtverächter geweſen und habe ſtets einen beneidenswerten Magen gehabt — aber für „Gotte hü“ iſt derſelbe niemals geacht geweſen. Ich hatte aber keine Zeit mehr, den Handel rückgängig zu machen, denn es mußte angetreten werden und mein Lieferant würde mir auch wohl was anderes geſagt haben. Genug, ich ſteckte meine Wurst in den Brotbeutel. Dort hat ſie über acht Tage unangerührt als eiſerner Beſtand verharret, trotzdem wir die Zwischenzeit nicht gerade zwischen den Fleiſchtöpfen Aegyptens ſaßen. Da aber wurden wir eines Morgens um 3 Uhr zu einem Vorstoß auf die Düppeler Schanzen alarmiert, ohne Zeit zu haben etwas Warmes zu genießen. Erſt nachmittags spät wurde das Gefecht abgebrochen und wir mußten noch ca. 3 Stunden in Schnee und Eis zurückmarſchieren, um unſer Quartier zu erreichen. Da hörte ein Kamerad, welch koſtbaren Schatz ich noch im Brotbeutel barg. Ich gab ihm bereitwillig ein Stück davon und er lobte den Vetterbiſſen ſo, daß mir auch der Mund wäſſrig wurde und wirklich, es ſchmeckte ganz famos und mein Magen hat auch dieſes gut verdaut.

Der Vormarſch nach dem Sundewitt (12. Februar) war ein ſehr anſtrengender. Ein ſcharfer, kalter Seewind wirbelte den loſen tiefen Schnee hoch auf, und hüllte die mit Mühe vorwärts kommenden Kolonnen in dichte Wolken ein. Bald waren alle Kleidungsstücke weiß überzogen. An den Bärten hingen lange Eiszapfen. Die Füße waren naß und kalt. In all dieſen Mühsalen hatten wir von morgens früh bis abends in die Nacht hinein zu marſchieren, bevor wir unſern Beſtimmungsort Warniß, wo wir einquartiert werden ſollten, erreichten. Wir waren es ſchon gewohnt, froh zu ſein, wenn man einen Stall oder ſonſt einen überdachten Raum zum Nachtlager benutzen konnte, ſo war es auch hier. Immer mehr waren wir in den dänischen Teil der Bevölkerung Nordſchleſwigs hineingekommen. Aber unſer Bauer gab im Gegenſatz zu dem in Habernies und den fanatiſierten Dänen in Flensburg wenigſtens her was er hatte. Er konnte in Wirklichkeit kein Deutſch

und beantwortete dasselbe nur brockenweise. Unser Bizetfeldwebel Bertelsmann versuchte, sich mit ihm so gut es ging zu verständigen. Der Bauer brachte Kartoffeln und der Herr Bizetfeldwebel hatte noch etwas Fleisch aufgetrieben. Die Pfanne, die ersterer zum Braten des Schmauses herbeibrachte, erschien letzterem jedoch nicht ganz „koscher.“ Der Boden derselben war, wohl von der vorhergehenden Familien-Mahlzeit her, mit geronnenem Fett bestanden. Als der Herr Bizetfeldwebel hierzu eine sehr fragliche Miene machte und schimpfen wollte, begütigte der Herr Quartiergeber ihn mit der treuherzigen Versicherung: „Se es reine, vie hat der selber ut gefraiten“ (sie ist rein, wir haben selbst daraus gegessen). Nun es ging à la Pferdewurst und es mußte schmecken.

Bei unserm Bauern in Warnitz sollten wir, wie es hieß, 8 Tage Ruhe haben, um die sehr mitgenommenen Montierungsstücke, namentlich das Schuhwerk wieder etwas in Stand zu setzen. Doch wir sollten diese Ruhe nur teilweise genießen, denn nach einigen Tagen mußten wir auf Strandwache an den Alsenfjord.



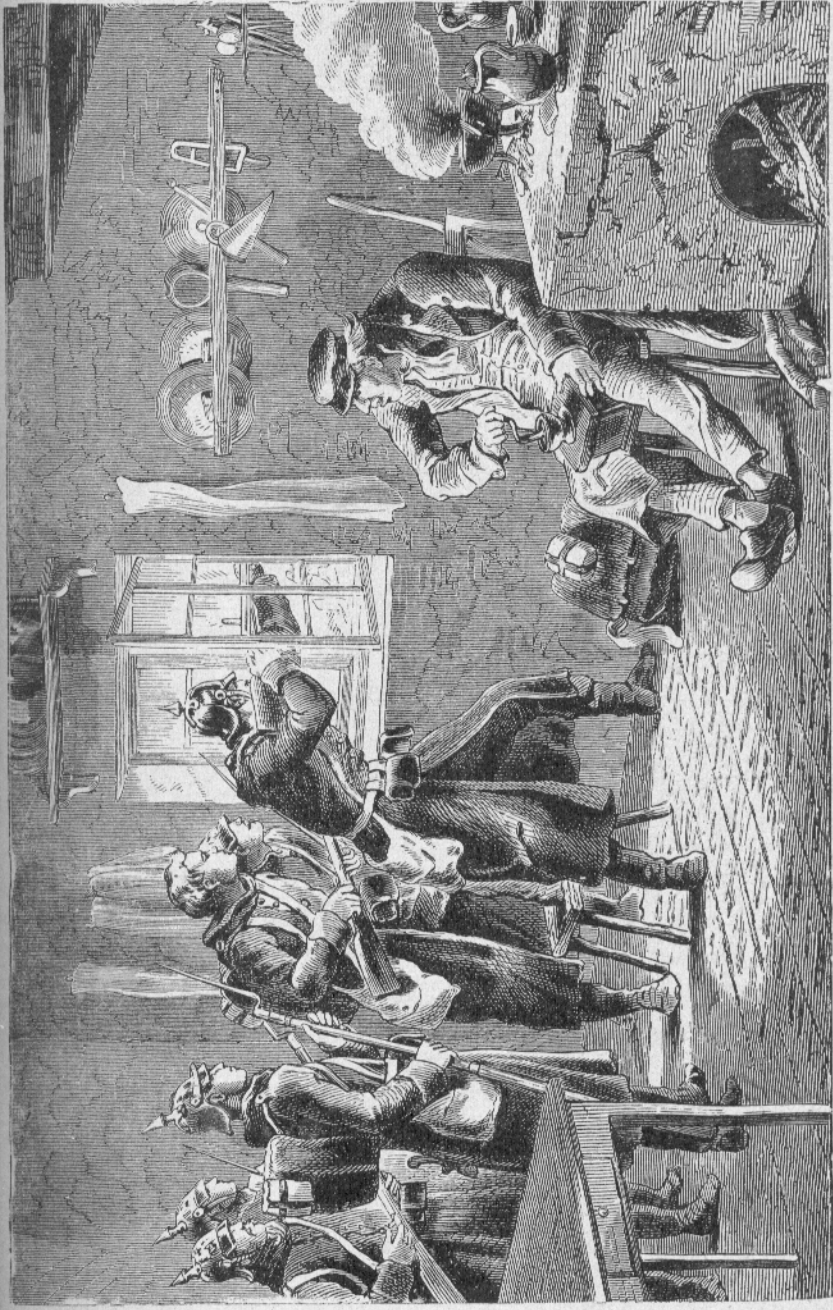
Typen dänischer Soldaten.

Da hatten wir den diesen für uns so wichtigen Meeresarm zum erstenmal vor uns. Er hat nicht den imponierenden haushohen Wogentanz, wie die offene See, in die wir einige Tage vorher zum erstenmal hineinblicken konnten, aber uns Landratten nötigte er doch einen gewaltigen Respekt ab. Hier und da sah man auch zum erstenmal ein feindliches Rekognoszierungs Schiff außer Schutzweite am jenseitigen Ufer vorbeikreuzen. Auch feindliche Posten konnten wir am Alsenstrand, wie wir in Schnee und Eis gehüllt, eben erkennen. — Wie leicht konnte so ein Seeungeheuer bei Nacht einige Boote mit bewaffneten Dänen an unserm Strande aussetzen und einige unserer Vorposten aufheben? Genug, es hieß wachsam sein bei Tag und bei Nacht.

Nach kurzer Zeit wurden wir von diesem aufreibenden Dienst durch andere Truppen abgelöst und kamen von Warnitz in die Nähe von Blanz nach einem großen Bauerngehöft ins Quartier. Hier hatten wir wieder etwas Ruhe, soweit man das Kampieren in solchem Alarmquartier ein Ausruhen nennen kann. Ich erinnere mich der Nacht vom 21. zum 22. Februar, wo ich mit mehreren Kameraden die Nachtruhe auf dem Dachgelaß eines Streuschuppens suchte, aber nicht fand. Es waren einige Strohschober auf dem Boden, die wir uns leidlich als Lager zurecht machten. Ich hatte aber das Malheur, an eine Stelle gedrängt zu werden, deren eine Seite nach unten offen war. Im unteren Schuppenraum waren Pferde eingestellt und diese schnoberten nun die ganze Nacht an unserem Lagerstroh herum. Einen Halm nach dem andern zogen sie unter einem weg und so rutschte man immer mehr nach der Oeffnung zu, nicht ich allein, sondern die neben mir liegenden Kameraden mit. So oft ich es auch vermocht hatte, mich vor dem jeden Augenblick drohenden Abrutsch zu schützen, als ich einmal ein bißchen eingeschlummert sein mochte, hatte ein Gaul ein bißchen weit nach oben gegriffen und plump lag ich unten zwischen den Pferden. Ich hatte noch Glück dabei, indem ich erst dem Pferd auf den Rücken fiel und dadurch mit leichterem Fall unten anlangte. Der Kamerad, welcher neben mir lag, folgte mir in die Unterwelt als ich mich eben aufgeraspelt hatte.

Wir kamen die Nacht nicht wieder zur Ruhe, denn gleich darauf morgens vor 3 Uhr, wurde alarmiert und ohne daß wir erst was Warmes einnehmen konnten, ging es zur Rekognoszierung auf die Düppeler Schanzen los. Wir kamen bis zum Gesichtskreise derselben heran. Obwohl die dänischen Vorposten zurückgedrängt wurden und den ganzen Tag herumgeknallt wurde, hatte unser Bataillon an diesem Tage keine Verluste. Wir hatten nämlich die Arrièregarde. Die beiden ersten Bataillone des Regiments hatten aber hier zum erstenmal die Ehre, wie wir bei Missunde, von den Kanonen der feindlichen Schanzen sich umbrüllen zu lassen. Die Verluste waren aber an diesem Tage bei ihnen, wie auch bei unsren andern in das Gefecht verwickelten Truppenteilen nur gering. Trotzdem waren auch hier wieder Gerüchte von einer Hauptschlacht und großen Verlusten verbreitet.

Es geht mit Erzählungen von Mund zu Mund oft wie mit dem Schneeball, der den Abhang hinunter gerollt wird. Derselbe



Sechs preussische Infanteristen verteidigen sich in einem Baueruhause bei der Blufffoppef gegen eine Kompanie Finen am 20. Februar 1864.

wird immer größer. Besonders gilt dies Gleichnis im Kriege. — In dieser Beziehung hatte aber ein Kamerad aus meiner Heimat, der Hornist bei den 55ern war und sich später „Trompeter von Säckingen“ nannte, den Vogel abgeschossen. Er schrieb an seinen Vater, der Schnee sei 2 Fuß tief gewesen, aber das Blut habe so geflossen, daß aller Schnee auf dem Schlachtfelde geschmolzen sei. Sein ohnehin um ihn sehr bekümmertes Vater kam zu meinem Vater gelaufen, um diesen zu veranlassen, gleich mit nach Schleswig zu reisen, um die durch ein Wunder — wie er sich ausdrückte — bis dahin geretteten Jungens noch einmal zu sehen, — für später sei es doch vorbei.

Inzwischen waren auch beruhigendere Nachrichten daheim eingelaufen und so unterblieb die große Winterreise der beiden Alten. — Sie schickten aber so viel mehr Geld und so hatte auch ich von der Auffschneiderei des Kameraden unverdienten klingenden Erfolg.

Am 23. Februar erscholl plötzlich des Morgens gegen 10 Uhr erneuter heftiger Kanonendonner und zwar auf Alsen zu. Alles stürzte zum Strande. Dort fuhr mit aufgezogener Dannebrog (Dänische Fahne) eine feindliche Korvette an unsrer Strandbatterie von Ballegard vorüber und sandte ihre 80pfündigen Spitzgranaten dorthin und weit über unser Dorf hinaus. Unsere Strandbatterie feuerte auch zwar tapfer, konnte aber die Dampfkorvette nicht aufhalten, welche scheinbar unbeschädigt in die Augustenburger-Fjörde entkam, während eine ihrer Granaten das Dach des Fährhauses bei Ballegard zerstört, sonst aber keinen Schaden angerichtet hatte. Am 24. Februar machten wir Füsiliere mit einigen Musketier-Kompagnien einen neuen Vorstoß gegen die feindlichen Vorposten, warfen eine Feldwache zurück und zogen dann wieder in unsere Quartiere.

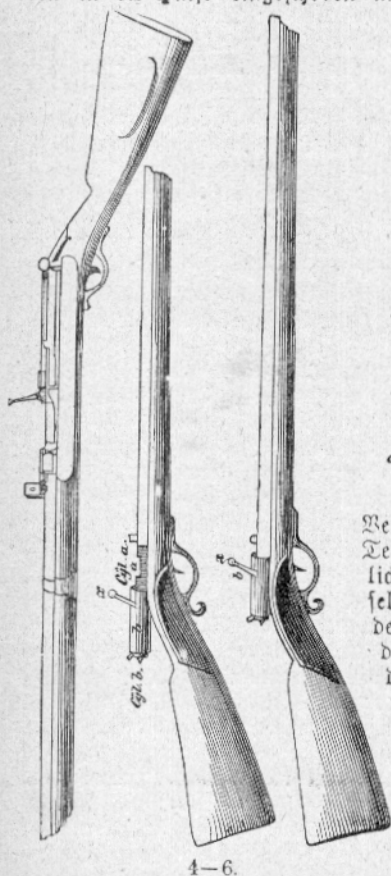
Am 26. Februar wurde unsere Brigade Göben (15 und 55er) von der Brigade Schmidt (13 und 53er) von Vorposten abgelöst. Wir waren darüber sehr froh, denn die größeren und kleineren Rekognoszierungen, die täglich stattfanden, um die feindlichen Vorposten zu beunruhigen, ließen uns im Zusammenhang mit dem im ärgsten Winterwetter besonders anstrengenden Feldwachdienst nicht zur Ruhe kommen.

Besonders stolz wird der Soldat in solchen Zeiten auf seine Waffe, namentlich waren wir es auf unser Zündnadelgewehr, die damals weitaus beste Infanterie-Schusswaffe.

Das Zündnadelgewehr, welches so großen Anteil an den Erfolgen der preussischen Truppen in Schleswig-Holstein genommen hat, war eine Erfindung des Kommissionsrates von Drehs in Sömmerda.

Der Lauf war hinten offen, hatte einen kurzen, glatten hinteren Teil zum Hineinschieben der Patrone und einen langen, gezogenen Teil. Auf die Güte des gezogenen Teils und die Güte des dazu verwandten Materials kam es ganz besonders an. Seine 4 Rüge waren ziemlich flach geschnitten und gaben dem Geschöß nur eine geringe Umdrehung. Das Bajonett war von Stahl in dreikantiger Form, welche die größte Elastizität ergibt und 20 Zoll lang. Der Entladestock war ein eiserner Stoß zum Entladen und Reinigen des

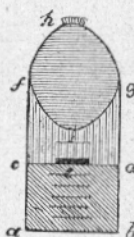
Gewehre. Man stieß beim Entladen mit ihm die Patrone zurück, in Falle sie sich nicht mit der Hand aus dem Laderaum entfernen. — Das Schloß (Fig. 4 bis 6) lag in einer starken Hülse, welche die Verbindung zwischen Schloß und Lauf vermittelte. Der Lauf war vorn in die Hülse eingeschoben und da, wo dieser endete, war der



4-6.



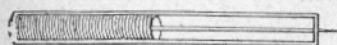
1.



2.

offene Teil (Zyl. a) zum Hineinlegen der Patrone. Die Patroneneinlage, in welche der hintere Teil des Laufes hineinragt, war hinten wiederum durch einen Ansatz begrenzt, die sogenannte schiefe Fläche. In einem Winkelausschnitt der Hülse bewegte sich die Kammer, welche mit dem Knopf x geschoben wurde. Schob man die Kammer nach vorn und dann durch einen kräftigen Schlag rechts, so war der

Verschluß vollendet. Im hinteren Teil der Hülse war nun das eigentliche Schloßchen (Zyl. b). In demselben lag eine Spiralfeder vorn mit der Zündnadel (Fig. 3). Schob man das Schloßchen von hinten zu, so drückte sich die Feder zusammen, und zog man nun den Abzug, so schnellte die Nadel mit Kraft vor, zerstach die Zündpille und der Schuß ging los. Hatte man abgefeuert, so wurde durch einen Schlag nach links und dann zurück die Kammer geöffnet und man konnte nun von neuem



3.

Patrone bestand 1. aus dem Zündspiegel, 2. dem Pulver, 3. dem Geschoss, 4. der Hülse. Die Zündspiegel bestanden aus gerollten Pappstreifen und enthielten inwendig die Zündpille. Ihre Form

war so einfach und ging so schnell, daß man bequem vier bis sechs mal in einer Minute schießen konnte. Der Schaft war von Rußbaum und Ahornbaumholz. Die

war zylindrisch, der eine Querschnitt glatt, der andere konlav zur Aufnahme des Bleigeschosses. Fig. 1. 2. Das Pulver = 1 Zent Gewehr-Pulver. 3. Das Langblei = 20 auf ein Zoltpfund. 4. Die Hülse aus gerolltem Papier.

Die Vorteile des Gewehres zum Kriegsgebrauch lagen zum großen Teil mit in seinen Eigentümlichkeiten: 1. war der Mann auch während er lud, keinen Augenblick wehrlos, denn er hielt sein Bajonnett immer vor sich, anstatt daß sonst beim Gebrauch des Ladestockes der Infanterist immer eine Weile hilflos war; 2. gestattete das Gewehr ein sehr schnelles Feuer; 3. übertraf die Treff- und Wirkungsfähigkeit alle anderen damaligen Gewehre; 4. hatte es eine sehr bestreichende Flugbahn, welche durch das Langblei noch gestreckter wurde; 5. ließ es sich in jeder Lage bequem laden, im Sitzen wie im Liegen, bei jeder Witterung, und verschmutzte dabei nicht, wie z. B. die Dorn-gewehre sämtlich.

Auch die Dänen hatten vor unsern Hinterladern höllischen Respekt, sollen sie doch, wie Gefangene berichteten, gesagt haben, „die Preußen brauchen bloß aufs Knie zu schlagen, dann ist ihre Flinte geladen.“ Mit unsern Gegnern war das anders. Diese brauchten eine geraume Zeit, ehe sie nach dem Abschießen uns wieder eins drauf brennen konnten. Passierte es doch einmal, als wir eine kleine dänische Abteilung abzufangen suchten, welche soeben auf uns geknallt hatte, daß Kamerad Theodor rief: „Jetzt hewet se affschaaten, nu es et Tid, Jungs, dropp! äger se wir lat het krit wie se am Kragen.“ (Jetzt haben sie abgeschossen, nun ist es Zeit, Jungs, drauf! ehe sie wieder geladen haben, kriegen wir sie am Kragen.) Ähnlich wie die Dänen, sollen 1866 die Oesterreicher über die Zauberkraft unseres Gewehrs geurteilt haben. Als wir in der Schlacht bei Königgrätz zum Sturm auf das verbarriadierte und stark besetzte Dorf Problus vorgingen, hatten wir 2—3000 Schritt bergauf ein freies Feld zu passieren. Die Kugeln der Besatzung des Dorfes (Oesterreicher und Sachsen) rasselten gleichsam wie ein Hagelwetter in unsere geschlossenen Sturmkolonnen hinein und mähten, namentlich die ersten Glieder, wie Halme nieder. — So lange der Atem es mittat, ging es im Lauffschritt voran. Zweidiz dreimal, wenn der Atem aber zu versagen schien, befahl der Regimentskommandeur: „Einen Augenblick niederknieen!“, kurz darauf hieß es alsdann: „Wieder aufstehen!“ Als dies einigemal geschehen war, soll es unter unsern Geanern geheißt haben: „Es kann Alles nichts helfen, wenn man die Preußen niedergeschossen hat schlagen sie ein Kreuz und stehen dann wieder auf.“ — Wie bekannt, entspricht das Offenschlagen des Ladenschloßes des Zündnadelgewehres nach links, das darauf folgende Zurückziehen, Einschieben der Patrone in die Kammer, wieder Voranschieben des Schloßes und Zuschlagen nach rechts, den Zeichen des religiösen Kreuzschlagens. Wenn ich auch nicht die volle Wahrheit der Erzählung verbürgen kann, ist es doch immerhin möglich, daß der eine oder der andere noch so tapfere Gegner sich in der kritischen Lage eine derartige Vorstellung gemacht hat. Wie dem auch sei. Vor Problus standen aber über die Hälfte unserer Offiziere und mehr wie $\frac{1}{3}$ der Mannschaften trotz des vermeintlichen „Kreuzschlagens“ auf das Kommando „Aufstehen“ nicht

wieder auf, sondern lagen tot oder verwundet auf dem Kampfsplatze. Sie hatten mit ihrem Herzblut die Eroberung von Probus erkaufte und durch die damit erwirkte, der Elbarmee anbefohlenen Umfassung des feindlichen linken Flügels die Schlacht in dem entscheidenden Augenblicke mit entscheiden helfen. — Die Schilderung des Einflusses des Zündnadelgewehrs hat mich etwas weit hinausgeführt. Daß es aber dieses allein, auch 1864, 66 nicht getan hat, erwies sich 1870 71. Das französische Heer stand dem unseren mit einer weiter vervollständigten Waffe gegenüber, trotzdem wurde Sieg auf Sieg errungen.

Doch zurück zu unserm Winterfeldzug in Schleswig-Holstein.

Auch wenn wir aus der Vorpostenstellung abgelöst waren, winkten uns nicht etwa Tage der Ruhe und warme Betten. Seit dem Ueberschreiten der Schleswig-Holsteinischen Grenze, Ende Januar, bis zum Waffenstillstand am 11. Mai und die größte Zeit bis in den folgenden Herbst hinein, hatten wir in keinem Bett geschlafen. Glücklicherweise war, wer soviel Halme erwischen konnte, daß er mit dem frohen Wanderburschen tröstend singen konnte: „Jetzt leg ich mich nieder auf Heu und auf Stroh.“ In den meisten Nächten diente der Tornister unterm Kopfe als Unterlager und der getreue Mantel als Decke. Der Dichter, G. von Holtei, welcher den Soldaten in dem schönen Liede „Schier dreißig Jahre bist du alt“ zu seinem Mantel sagen läßt:

„Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäht bis auf die Haut,
Du allein, du hast mich erwärmet
Und was mein Herz hat gehärmet
Das hab ich dir, Mantel, vertraut“

hat, wie wir an unserm Leibe erfuhren, den Nagel auf den Kopf getroffen.

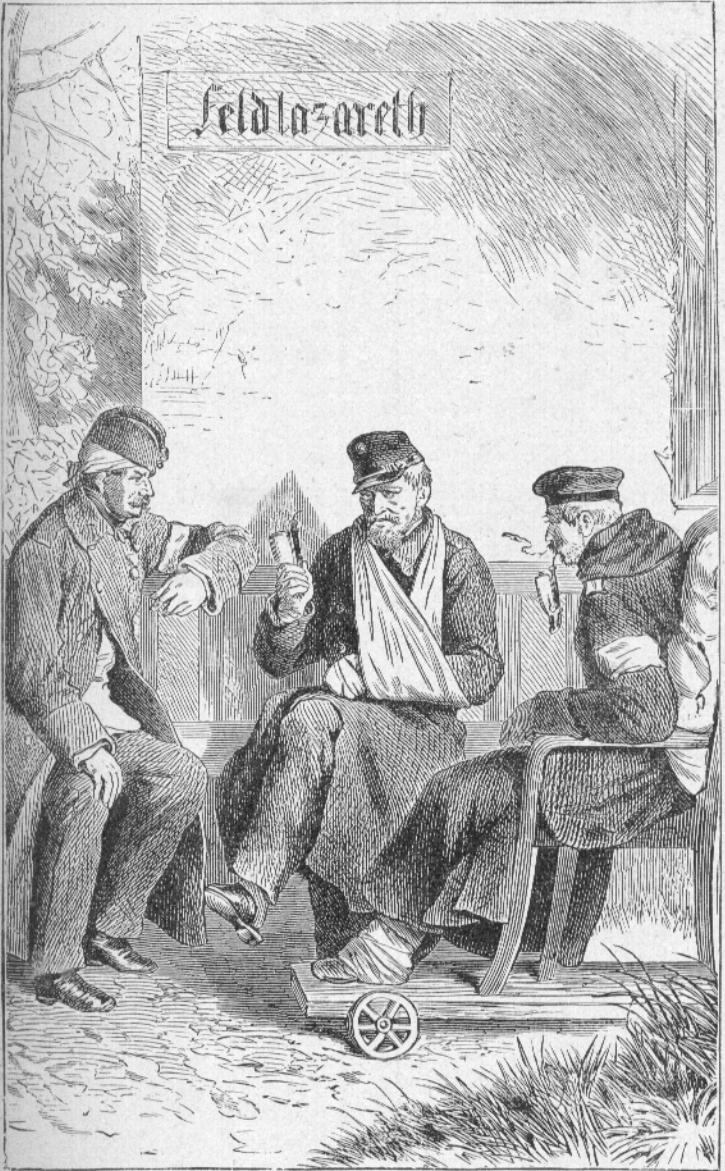
Die besten Nachtlager boten uns die Viehställe. Die von den Tieren ausströmende Wärme wirkte wohlthuend auf die schlummernden Krieger. Die nicht gerade balsamischen Dünste dieser Schlafräume nahm man gern mit in den Kauf. Alle Hochachtung vor den Forschungen der Neuzeit. Aber die Bazillen, die nach diesen in solchen jauchegeschwängerten Lüften dem Menschen eingimpft werden sollen, haben unserer abgehärteten Haut nicht beikommen können. Der Gesundheitszustand unserer Truppen war 1864 ein ganz zufriedensstellender. Von Typhus und Seuchen, die in den folgenden Feldzügen so viele Opfer gefordert, blieben wir so viel ich weiß ganz verschont.

Statt der uns verschonenden, Typhus und Seuchen erzeugenden kleinen Lebewesen, hatte unser äußerer Mensch 1864 mit einem anderen Bazillus in zu Legionen anwachsender Zahl zu kämpfen, zu dessen Erkennung es nicht des Mikroskops des Forschers bedurfte. Es waren die sogenannten Sechsfüßler, die uns heimsuchten. Deren Mobilmachung gegen uns ist leicht erklärlich. In den kalten Wintermonaten war von Entkleiden während der Nachtruhe keine Rede und mit dem Wäschewechseln hatte es auch gute Wege. Dabei hatten wir fast immer da zu herbergen, wo unsre Gegner soeben in vollster Unordnung und Unsauberkeit abgezogen waren.

Ich selbst dachte noch nicht an die krabbligen Tierchen, bis ich eines Tages, als ich beim Stabe zu tun hatte, hörte, daß unser Bataillons-Adjutant, Freiherr v. d. Horst, dem zum Einkauf nach Apenrade fahrenden Sergeanten Zimme den Auftrag gab, ihm Insektenpulver mitzubringen. — Da ging mir ein Licht auf. Ich dachte, wenn der schneidige Offizier, der forsche Freiherr, schon Schutzmittel gegen Ungeziefer nötig hat, mußt du auch mal Inspektion abhalten. — Und richtig, da saßen alle die Nährböden der Hemd- und Hosenfalten schon recht lebendig voll. Bei näherem Umfragen ging es allen Kameraden nicht besser. Kein uns zur Verfügung stehendes Mittel wollte dagegen helfen. Wir mußten uns damit abfinden, so gut es ging. Wie gesagt, alle litten unter dieser Plage. Nur einen habe ich gekannt, der gegen die kleinen Blutsauger gefeit schien, das war unser, schon oft erwähnter Kamerad Krauskopf. Auf welcher heldenhaften Art er sich bei Miffunde vor den feindlichen Kugeln, die da wie er meinte, riefen: „Krauskopf, wo bist Du?“ zu schützen suchte, habe ich schon erzählt. Gegen diese Feinde hatte er ein einfaches, aber probates Mittel. Er war, wie gesagt, Metzger und mußte wohl aus seinem Fach heraus hinter das Geheimnis gekommen sein. Genug, er rieb sich seine Körperteile und die Unterkleider, Hemd, Unterjacke, Unterhose u. mit Speck, Schmalz oder sonstigem Fett ein. Mochte dies auch unproper erscheinen, es war ihm ein wirksamer Schutz gegen die kleinen Schmarozer.

Wie viel Wahres an den Erzählungen ist, daß die Nordländer in dem Glauben stehen sollen, ihre Kinder seien nicht gesund, wenn sie nicht einige von den „Langsamen“ beherbergen, habe ich nicht ermittelt. Daß aber unser Gesundheitszustand durch deren unliebsame Einquartierung bei uns nicht gelitten hat, hob ich schon hervor. Doch waren wir herzlich froh, die Quälgeister endlich los zu werden. Es wurde Mitte Sommer darüber. Als bereits der Friede eingekehrt war und wir in der an der Eider liegenden Festung Mendsburg einquartiert waren, hatte man uns neue Uniformen verschrieben. Wir wurden kompagnieweise zum Baden in der Eider kommandiert und beim Herauskommen aus der reinigenden Wasserflut gab es neue Leibwäsche und nagelneue Uniform. Währenddem waren unsere Quartiere desinfiziert. Die Kommandantur hatte den Quartiergebern die Beschaffung frischen Lagerstrohes aufgegeben und so wurde denn unser äußerer Mensch wieder proper und rein.

Die verehrten Leser und Leserinnen wollen entschuldigen, daß ich mich so lange mit dem Feldzuge gegen diese kriecherischen Anhängsel aufgehalten habe. — Ehe ich die Schilderung der Stallquartiere verlasse, möge mir gestattet sein, eine praktische Seite hervorzuheben, welche wir denselben abgewannen. Es war kein Feindesland, in welchem wir kampierten, sondern Schleswig-Holstein war ein deutsches Stück Erde, dessen Bewohner wir vom dänischen Joche befreien sollten. Das Requirieren war uns deshalb nur im äußersten Notfalle erlaubt. Besonders bei Mundvorrat wird es aber in kriegerischen Zeiten so genau nicht genommen, und „Gelegenheit macht Diebe.“ Wenn die drallen Schleswigerinnen zum Melken in die Ställe kamen, waren immer einige galante Kameraden zur Hand, die



Im Feldlazareth.

diese oder jene Dienstleistung anzubringen suchten, auch wohl mal beim Melken Hilfe leisteten. Diese unschuldige Gewohnheit übertrug

sich nun auch auf die Zeit, wenn die Mädels nicht gerade zur Stelle waren. Oft wenn man des Nachts der Ruhe pflegte, hörte man erst ganz verstohlen das Geräusch des Sprudeln's der Milch ins Kochgeschirr. — „Wer melkt da?“ frug der eine. „Junge laß das sein“, warnte der andere. — Keine Antwort. Bald hörte man zwei bis drei, dann mehr, die halfen Melkübungen machen und die Zahl pflanzte sich auf diese Weise so weit fort, daß die ganze im Stalle befindliche Mannschaft sich „frisch vom Faß“ mit Milch versah. Das erfrischende Getränk mundete trefflich und war zugleich ein willkommenes Erwärmungsmittel.

Bis zum 17. März kamen wir, obwohl wir vom 7. an wieder Vorpostendienst hatten, über die gewohnten, kleinen, täglichen Scharmützel nicht hinaus. An diesem Tage wurde aber unser ganzes Regiment in ein größeres Rekognoszierungs-Gefecht verwickelt und zwar bei Rackebüll.

Das Gefecht bei Rackebüll und die Tage vor dem Düppelsturm.

In diesem Gefecht (17. März) wurde unser Hauptmann von der Schulenburg schwer verwundet. Ueber den Verlauf des Gefechts kann ich nur von Erzählungen dritter berichten, denn ich war an diesem Tage, dem einzigen in allen drei Feldzügen, etwas Patient und wurde deshalb zur Beaufsichtigung des Quartiers kommandiert. Es mag etwas zweifelhaft klingen, aber ich kann versichern, als ich den Kanonendonner und das Knattern der Gewehre so nahe vor mir hörte, wissend, daß meine engeren Kameraden da im Feuer standen, wurde es mir im Quartier zu enge. Wenn ich gedurft, hätte ich alles mir anvertraute im Stich gelassen und hin zu meinen Kameraden ins Kampfgerühl geeilt. Tatsächlich bin ich denselben entgegengesprungen und habe mich gefreut, wieder unter, ihnen zu sein. Es war neben dem Dorf Rackebüll die Ravenskoppel ein in Schleswig seltener Buchen-Hochwald, um dessen Besitznahme es sich an diesem Tage handelte. Kamerad Theodor erzählte mir aus dem Waldgefecht heraus eine feine Unersehrobenheit und Kampfbegeisterung aus neue kennzeichnende Episode. — Die Infanterie hatte die Ravenskoppel genommen, ihre Aufgabe war, dieselbe zu halten, nicht aber aus derselben heraus weiter auf freiem Felde vorzugehen. Wegen der Nähe der Düppeler Schanzen wäre dies ein zweckloses Menschenopfer gewesen. Unser Bataillon lag also gewissermaßen eine Zeit lang untätig in dem schützenden Hochwald. Die beiderseitige Artillerie beschloß sich aber um so lebhafter. Die unsere von einer Anhöhe diesseits der Ravenskoppel, die dänische aus den Schanzen. Beider Geschosse kreuzten sich über die Ravenskoppel hinweg. Die Dänen warfen aber auch wohl mal einige „Zuckerhüte“, wie deren Kanonenkugeln von uns genannt wurden, in das Gehölz hinein. Jeder Soldat hat die Pflicht, sich im Gefecht so viel zu schützen wie er kann und von diesem Gesichtspunkte ist zu beurteilen, was Theodor erzählte. — Ein junger Vorgesetzter von ihm, — der auch etwas zu viel Kanonensieber haben mochte — irrte sich in der Fluglinie

einer über ihn herbrausenden Kanonenkugel und warf sich, um sich vor ihr zu schützen, flach zu Boden. Theodor vergaß in dem Augenblick die Subordination und wettete ihn mit einem seiner kräftigsten Flüche an: „Herr . . . sind Sie von Sinnen? es unferen!“

Nach diesem Bataillon Quartier fand am 22. März Geburtstag mit Gottesdienst donnerte dazu eine schüsse über den den feindlichen

Gefecht bezog unser in Ulderup. Hier die Feier von Königs allgemeinem statt. Von ferne Batterie 101 Salut-Wenningbund nach Schanzen hinüber.



General von Goben.

Am Ostermontag (28. März) griff die Brigade Naben (8. und 18er) den linken Flügel der feindlichen Vorposten vor den Schanzen an, um den Platz frei zu machen, wo unsere Parallelen für die Erstürmung gebaut werden sollten. Wir wurden aus dieser Veranlassung früh morgens plötzlich alarmiert, standen stundenlang im heftigsten Regen in Gefechtsbereitschaft, um den Ausgang des Angriffs abzuwarten und nötigenfalls einzugreifen. An derartige Alarmierungen waren wir gewöhnt. Sie machten wenig Eindruck mehr auf uns. Als ich bei dem langen Stehen Kamerad Theodor fragte, was, wie

er meinte, da vorne eigentlich los wäre, antwortete er: „O Junge, de Dänen het Vittualien-Empfang. Se wellt blae (blaue) Bohnen hevven.“ Von uns kriegten sie aber an diesen Tagen keine. Brigade Maben hatte sie satt gefüttert.

Eine denkwürdige Nacht, die ich nie vergessen werde, war für uns die vom 2. auf den 3. April. Ein Armeekorps sollte versuchen, ohne vorherigen Düppelsturm bei Ballegard über den Alsenfund zu gehen, auf Alsen vorzudringen, der Besatzung von Düppel in den Rücken zu fallen, sodaß Alsen und Düppel zugleich genommen wurden. Unsere Brigade Göben „Voller Mut“, „Stets Schreck dem Feind“, „Stets Ruh im Blut“ — wie unser Bizefeldwebel Wigand sang — hatte die Avantgarde. Unsere Aufgabe war uns bekannt. Wir ahnten auch die Schwere derselben. Mitten in der Nacht mußten wir aufbrechen, um wie befohlen morgens 3 Uhr am Strande zu sein. Wir versuchten vorher etwas zu schlafen, aber die Unruhe ließ uns nicht dazu kommen. Dunkle Ahnungen durchflogen unsere Gedanken wie zu keiner früheren oder späteren Vorstunde ernster Gefechte. Ich bin noch heute der Ansicht, daß wir alle zusammen die Heimat nicht wieder gesehen hätten, wenn dies Wagnis wirklich ausgeführt worden wäre. Bei stockfinsterer Nacht in strömendem Regen legten wir den mehrstündigen Marsch nach dem Strande zurück. Dort angekommen, wurden die ersten Boote ins Wasser geschoben, allein der heftige Nordwestwind und die unruhige See warf dieselben um. Die Pontons füllten sich mit Wasser und wurden auf den Strand zurückgeschleudert. Zu diesem hindernden Tosen der Elemente kam, daß bei inzwischen eintretendem Tagesgrauen erkannt wurde, daß die Dänen unser Vorhaben entdeckt hatten. Die feindlichen Kriegsschiffe „Holf Krake“ und „Absolon“ zeigten sich in gefahrdrohender Nähe. Obwohl unsrerseits an 50 Geschütze zur Hand waren, die unseren Uebergang decken sollten, wäre es eine sichere Todesfahrt für uns geworden. Kurzum, unsere Kommandeure gewannen nach einigen Versuchen die Ueberzeugung, daß unter den vorliegenden Umständen das Unternehmen in der That nicht ausführbar war. Es wurde aufgegeben und die Truppen erhielten Befehl, in ihre Quartiere zurückzugehen.

Nach diesem Fehlschlage begann am 4. April das regelmäßige Bombardement auf die Düppeler Schanzen. Wir mußten nun beständig auf Vorposten, oder vor den Schanzen in den Laufgräben arbeiten. Bei beiden schwebte man in beständiger Lebensgefahr. Auf Vorposten taten uns die schon geschilderten Knicks gute Dienste. Die Doppelposten vor der Feldwache hatten die Aufgabe aufzupassen, wenn aus den Schanzen so ein „Bullrian“ — wie 1870 vor Paris ein Geschütz genannt wurde — losblitzte. Auf den Ruf „Bombe“ kauerte sich dann alles hinter die Knicks bis das Geschos vorbeigesauft oder eingeschlagen war. Selten, daß dabei jemand von uns zu Schaden kam.

Bei diesem Vorpostendienst vor Düppel machte sich auch unser Kamerad „Krauskopf“ wieder humoristisch bemerklich. Von Mißfunde (2. Februar), wo er seinen Tornister im Stich gelassen hatte, bis Radebüll (17. März) waren wir nicht wieder in ein ernstliches

Gefecht gekommen. An letzterem Tage aber wurde ihm befohlen, sich von den Gefallenen sein Gepäck zu vervollständigen. So sah man ihn denn andern Tags wieder mit Tornister, Kochgeschirr u. s. w. ausgerüstet. Dies dauerte aber nicht lange. Einige Tage nachher waren wir nahe dem diesseits der Schanzen liegenden Kirchdorf Düppel auf Feldwache. „Leergebrannt war die Stätte.“ Kein einziges Haus des Dorfes stand noch. Auch von den vorhandenen Ziehbrunnen waren die hölzernen Hebestangen weggebrannt. Um Wasser aus den Brunnen zu kriegen, mußten wir uns primitive hölzerne Haken verschaffen, an diese wurde das Kochgeschirr befestigt und in den Brunnen hinabgelassen, um auf diese Weise das Wasser zu schöpfen. So auch unser Kamerad Krauskopf. Er hatte aber unversehens, oder mit Absicht Malheur. Sein Kochgeschirr hatte sich los und versank in dem Brunnen, auf dessen tiefem Grund es möglicherweise noch ruht. So war denn K. wieder um ein Gepäckstück leichter. Als der Herr Hauptmann dies andern Tags bemerkte, herrschte er ihn an: „Krauskopf, wo haben Sie Ihr Kochgeschirr?“ „Herr Hauptmann“, antwortete er, „als wir gestern bei Düppel auf Feldwache waren, wurde ich kommandiert, Wasser zu holen, ich tat mein Kochgeschirr in den Brunnen, da versäuft sich das Luder.“ Der Herr Hauptmann und alle mußten lachen und K. kam durch seinen guten Witz mit einem blauen Auge davon.

Einen im Gegensatz zu seiner gewohnten Drückebergerei bravourmäßigen Handstreich führte unser Krauskopf aus, als wir eines Tages zwischen den zerschossenen Dörfern Düppel und Nackebüll auf Feldwache waren. Die dänischen Posten standen nur einige hundert Schritt von uns, so daß wir uns gegenseitig genau sehen konnten. Zwischen den beiden feindlichen Postenlinien weideten einige Rinder und Schafe, die wohl von den geflüchteten Bewohnern der Dörfer im Stich gelassen waren. Es war verboten, etwas wegzunehmen. Nach stillschweigendem Uebereinkommen unterließ man von beiden Seiten das unnütze fortwährende Herumschießen zwischen den nahe gegenüberstehenden Posten. Ob sich nun Kamerad Krauskopf auf diese Art von Ruhe verließ. Die lockende Beute zog ihn so an, daß er sich trotz des Verbotes wegschlich und einen Ochsen, sowie einige Schafe abfieng. Wir wurden gerade abgelöst, er wartete bis wir am Abrücken waren und führte dann mit seinem frohlockenden „Chingtiratata“ die blökenden Tiere stolz uns nach. In unserem Quartierdorf angekommen, wurden dieselben abgeschlachtet und verteilt. Unser stellvertretender Herr Hauptmann, v. Kawajinski II bekam, obwohl er im Nachbardorfe lag, auch einen Braten ab, in gleicher Weise wie seine Vorgänger, v. d. Schulenburg in Habernis mit dem Huhn, durch Vermittlung seines Burschen. Die verbotene Frucht soll ihm, wie dieser uns erzählte, ebenso wie uns gut geschmeckt haben. Unserm Krauskopf konnte die Uebertretung Strafe bringen. Auch war es ein gefährliches Wagnis, die so nahen dänischen Posten durch Wegnahme der Beute zu reizen. Diesmal bewies Krauskopf aber Kühnheit. Diese, wenn auch etwas fragliche Heldentat, verführte uns einigermaßen mit seinen andern soldatischen Fehlern. Die geschilderte Einstellung der zwecklosen Schießerei zwischen den gegnerischen Posten-

Linien hatte eine Art kameradschaftlichen Verhältnisses unter den „so einsam auf der stillen Wacht“ stehenden Streitern gezeitigt, welchem, wie Kamerad Theodor mir berichtete, folgende drollige Szene entsprossen ist.

Kurz vor dem Sturm, als die dritte Parallele bald ausgehoben war und die Posten sich noch näher gerückt waren, hatte einer von Theodors Nachbarposten sich ein Huhn erbeutet. Dieser hatte dem Tier schon halb den Garaus gemacht, als dasselbe ihm entwischte und hinüber zu dem dänischen Posten flatterte. Dieser fing es auf und drehte ihm nun gänzlich den Hals um. Durch Zeichensprache verständigten sich die beiden Feinde brüderliche Teilung zu halten und näherten sich zu diesem Zwecke nun vollends. Bei dem Teilungsprozeß legten unverantwortlicher Weise beide die Gewehre hin. Inzwischen mochte dem Dänen ein böser Gedanke aufgefliegen sein; denn als der etwas zu arglose Preuße seinen Teil in seinen Brotbeutel stecken wollte, ergriß der Däne plötzlich sein Gewehr, hielt es „Kamerad Preuß“ drohend hin und rief, auf das Huhn zeigend: „Fret, oder ef studre!“ (Frisß, oder ich schieße.) Unser Kamerad soll nun wirklich



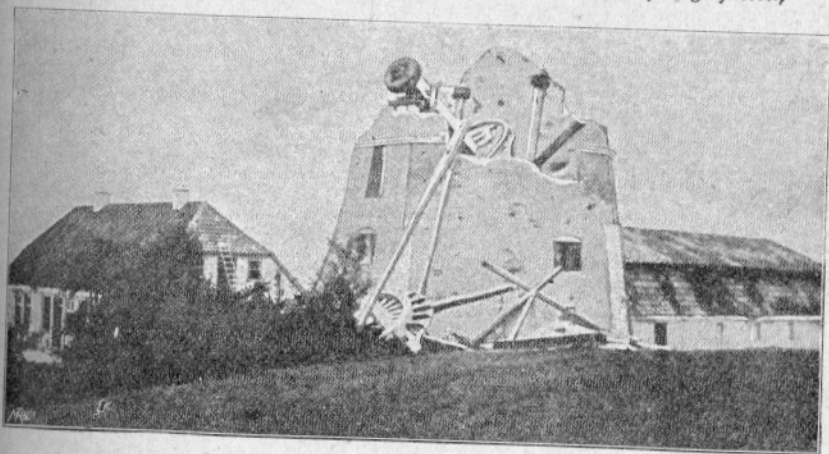
Die Düppelmühle vor der Beschießung.

einige Stücker des unzubereiteten Hühnchens haben herunter würgen müssen, bis der Däne ihm schließlich Pardon gab. Die Rache folgte aber auf dem Fuße. Kamerad Theodor auf dem Nachbarposten hatte den Schluß des Vorgangs angesehen, kam hinzugesprungen, half seinem Kameraden wieder zu seinem Gewehre und beide setzten nun dem Dänen die Flinte auf die Brust und befahlen, auf den Rest des Geflügels verweisend, auch: „Fret, oder ef studre!“ (Frisß, oder ich schieße). Der preussische Kamerad hatte sicherlich die besten Teile erwählt und der Däne mußte nun den schäßigen Rest verkaufen. Dann gingen die drei friedlich auseinander, zurück auf ihre Posten.

Am 10. April wurde die historisch gewordene, zwischen Schanze 4 und 5 stehende Düppeler Windmühle, welche ein Hauptbeobachtungsposten der Dänen war, durch die 12pfündige preussische Batterie Nr. 5 niedergelegt. Ich war des Ereignisses wegen aus Neugier zu dem oberen Fenster des Sattler Kirchturms hinauf gestiegen. Als ich

mich allein glaubend gemächlich auf die Brüstung des engen Turmfensters gelegt hatte, klopfte mir jemand auf die Schulter. Mich erschreckt umsehend, war es unser Brigadekommandeur General von Götten, der denselben Ausguck benutzen wollte. Ich suchte rasch zur Seite zu treten und ihm Platz zu machen, aber er sagte: „Bleib nur mein Sohn, ich kann über Deine Schulter sehen.“ Das war allerdings der Fall, denn der General überragte mich um Haupteslänge. Ich räumte ihm aber respektvoll den Platz. Für den hohen Herrn, den späteren Feldmarschall, war derselbe entschieden viel wichtiger, wie für mich „lütjen“ Füsilier, der es nachher nur bis zum Unteroffizier brachte. Ich sah aber noch, wie die Flügel der Windmühle sich langsam neigten und mit dem Oberstoc der Mühle sich in die Tiefe senkten.

Die kurze Zeit bis zum Düppelsturm wurden wir des Nachts ständig, in Stärke von ungefähr 1000 Mann, mit dem Ausheben der Parallelen beschäftigt. Als wir die zweite Parallele fertig hatten,



Die Düppelmühle nach der Beschädigung.

war ich bei meiner Arbeit zufällig Zeuge einer Beratung des Prinzen Friedrich Karl mit dem Kommandeur der Genie-Truppen, General von Hindersin, über das Thema, ob schon jetzt der Sturm gewagt werden solle. Letzterer erklärte: „Königliche Hoheit, wenn wir noch eine Parallele bauen, sparen wir an 1000 Mann.“ „Dann bauen wir die dritte Parallele“, entschied Prinz Friedrich Karl. Obwohl die Nachtarbeit des Weiterbaues sehr anstrengend und je näher vor den Schanzen je gefährlicher wurde, dankten wir im Stillen unserem geliebten Prinzen für seinen fürsorglichen Entscheid.

Einen Tag vor dem Düppelsturm, am 17. April, vollbrachten 2 Offiziere mit 16 Mann unseres Regiments eine äußerst mutige Tat. Um zu rekonoszieren, wie es mit der Besatzung auf Alsen bestellt war, riskierten sie am hellen Tage in zwei Booten über den Allensund zu segeln, jagten die Strandposten, — die ob solcher Kühnheit die Angst kriegten, — in die Flucht und vernagelten einige

Kanonen. Obwohl die Posten einiae hundert Mann alarmiert hatten, welche herangestürmt kamen, glückte es unsern Tapfern, mit heiler Haut zurückzukommen, ohne einen Schuß getan zu haben. Die beiden Offiziere, Hauptmann von Hoffmüller und Premierleutnant Hassel erhielten für die gezeigte Bravour den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern. Auch die meisten der 16 Mannschaften wurden dekoriert. Premierleutnant Hassel wurde außerdem in den Adelsstand erhoben.

Andern Tages kam der Düppelsturm.

Zu den Sturmkolonnen war von unserer Brigade nur das 1. Bataillon des 55. Regiments, auch von anderen Truppenteilen nur einige Kompagnien ausgewählt worden. Wir, der andere Teil der Brigade Göben und das ihr zugeteilte 7. Jägerbataillon hatten die Aufgabe, an dem Sturmtage, je nach den eintretenden Verhältnissen einen Uebergang nach Alsen auszuführen, oder einen solchen nur zu demonstrieren. Die Vorkehrungen waren dieselben wie bei dem am 2. April geplanten Uebergang, nur daß alles jezt des Morgens nach Tagesanbruch vor sich ging. Die Ausführung des Uebergangs hing diesmal von dem Umstande ab, wie der Sturm glückte. — Nahmen die Dänen in Folge desselben Veranlassung, ihre auf Alsen stehende Hauptreserve von der Insel weg zur Unterstützung der Besatzung der Düppelstellung, nach dieser hin zu ziehen, so wäre für uns der Augenblick gekommen gewesen, den Uebergang zu forcieren und wenn er gelang, Alsen mit Düppel zugleich zu nehmen.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Mein Regiment (Nr. 15) war, wie gesagt, leider nicht direkt am Düppelsturm beteiligt. Von unserer Brigade (Regiment Nr. 15 und 55) waren nur die 4 ersten Kompagnien des Regiments Nr. 55 zu den Sturmkolonnen zugelassen. Alle Truppen sehnten sich danach in dieselben aufgenommen zu werden. Das Los hatte entschieden.

Was ich in Nachstehendem über den Sturm sage, verdanke ich den Mitteilungen meiner heimatlichen Kameraden Ferdinand Kraft von der Artillerie, dessen Batterie an der dritten Parallele aufgestellt war und Heinrich Höggel, der bei der 4. Komp. der 55er stand und Schanze IV. stürmen half.

Deren Erzählungen erlaubte ich mir mit einigen Bruchstücken aus den Werken der Militär-Schriftsteller schweizerischen Oberst a. D. W. Müstow und preussischen Hauptmann a. D. Tanera zu ergänzen. Ich muß hierzu einiges bemerken.

Müstows Schilderung des Düppelsturmes ist sehr ausführlich und gründlich von großer Sachkenntnis zeugend behandelt. Aber er beschneidet mit seiner kritischen Schere die preussischen Vorbeeren vielfach zu scharf. Wenn man ihm dies auch als Führer einer Miliztruppe etwas zugute halten möchte.

Tanera dagegen, der im damaligen 15 jährigen Jünglingsalter die Eindrücke des Düppel-Sieges mag haben auf sich wirken lassen und weit später geschildert hat, läßt in seiner Begeisterung für das preussische Heer der dichterischen Phantasie (oder besser den Idealen) m. G. zu sehr freien Lauf.



Ich habe deshalb selbst die Bruchstücke aus beiden Werken etwas verändern und mit den Erzählungen meiner Kameraden und meinen Erfahrungen mehr in Einklang setzen zu sollen geglaubt.

Die Mannschaften der Sturmkolonnen, welche am 18. April 2 Uhr morgens in die dritte Parallele einrückten, hatten, im Gedanken an die Furchtbarkeit des Sturmes, das Abendmahl vorher genommen. Um 4 Uhr morgens begann das Feuer der Belagerungsartillerie aus

102 Geschützen. 9700 Geschosse wurden nach den Düppeler Schanzen und nach Alsen geworfen. Die Dänen erwiderten das Feuer nur schwach. Als es heller wurde, eröffneten die preussischen Vorposten auf kurze Zeit ein Gewehrfeuer gegen die Besatzung der Schanzen.

Die Dänen waren nach der starken Kanonade des 17. für den 18. April auf den Sturm gefaßt. Als aber von Tagesanbruch bis vormittags 9 Uhr seitens der Preußen die Beschießung genau wie Tags zuvor stattfand, meinten sie, daß auch der heutige Tag wie der gestrige verlaufen werde. Die Preußen kanonierten weiter. Die Sonne stieg höher. Ruhig lagen die Tausende in der Parallele und warteten.

Der Anzug der Stürmenden war der gewöhnliche Dienstanzug (Waffenrock) ohne Tornister, statt des Helms in Feldmütze, den gerollten Mantel über Brust und Schultern tragend. Der Sturm war zunächst nur auf die Schanzen I bis IV des dänischen rechten Flügels gerichtet, gegen diese waren auch nur Belagerungs-Arbeiten ausgeführt. Voran ging eine aufgelöste Schützenlinie. Dann folgte die aus Pionieren und Infanteristen bestehende Arbeiterkolonne mit Hacken, Aexten, Brechtangen, Drahtscheren, 30pfündigen Pulverfäßen zum Beseitigen der Pallisaden, Deffnen der Barrieren und sonstigen Hindernisse. Ferner trugen die Arbeiterkolonnen Leitern zum Ersteigen der Brustwehren und Ueberbrücken der Schanzengräben, Heusäcke und Matrasen zum Ueberdecken von Eagen, Wolfsgruben usw. Den Arbeitern folgten auf 100 Schritt die eigentlichen Sturmkolonnen.

Ein klarer Himmel leuchtete über dem Gelände, welches bald der Schauplatz so blutigen Ringens werden sollte. Der Erdboden war ziemlich fest und trocken und begünstigte das schnelle Anlaufen der Preußen. Dort lagen, bis zu den kleinsten Teilen deutlich erkennbar die feindlichen Schanzen. Auf allen wehte der rotweiße Danebrog.

In kurzer Zeit sollten dort überall die schwarzweißen Fahnen flattern. Ehe dies möglich war, kam noch manche Kugel geflogen. — Das wußte jeder. — Ob sie dem einen oder andern galt, konnte keiner wissen. Das lag in Gottes Hand.

Kurze Zeit vor Beginn des Sturmes kam ein Feldgeistlicher zur Sturmkolonne und hielt eine Ansprache, der alle, Offiziere und Soldaten, mit entblößtem Haupte zuhörten. Nach dem Berichte eines Augenzeugen sagte er: „Liebe Kameraden! In wenigen Augenblicken wird der Moment da sein, in welchem euer ganzer Mut in Anspruch genommen werden wird; jetzt sollt ihr bestätigen, was ihr euerm König geschworen habt. Ihr geht aber mit dem Bewußtsein in den Kampf, für eine gerechte Sache zu streiten. Vertrauet auf Gott und gehet mit Gott! Verzaget nicht! Der Herr segne euch und gebe euch seinen himmlischen Frieden! Amen.“ Darauf beteten wir ein stilles Gebet, und dann rief der Prediger nochmals: „Gehet mit Gott!“

„Achtung! noch fünf Minuten!“

Jedermann sah nochmals nach seinem Gewehre. Ist die Ladung in Ordnung, steckt das Bajonett fest? Die Pioniere faßten ihr Arbeitszeug und Sprengmaterial, die Offiziere betrachteten zum letzten Male mit den Feldstechern das zu durchlaufende Gelände, die Artillerie

risten vermehrten ihre Tätigkeit, um noch möglichst viel Schüsse hinauszubringen, jeder Kommandeur hielt die Tags zuvor sorgsamst gestellte Uhr bereit und sah in höchster Spannung nach dem Zeiger.

„Noch zwei Minuten!“

Musikdirektor Piefke gab ein Zeichen. Die in der 2. Parallele aufgestellten Musikkorps des 8., 18., 35. und 60. Regiments setzten die Instrumente an den Mund, Piefke und die übrigen Kapellmeister erhoben ihre Taktstöcke.

„Noch eine Minute!“

Wie schlugen alle Herzen schneller voll erwartungsvollster Aufregung, wie stieg das Blut zu Kopf, wie bligten die Augen voll Kampfesmut, voll Siegeshoffnung!

Jetzt krachte eine letzte Salve der Belagerungsgeschütze nach dem Feinde, da: „10 Uhr!“

Piefke gab mit dem Taktstock das Zeichen, alle Musikkapellen begannen den Yorkmarsch, die Schanzkörbe flogen zur Seite, in fieberhaftem Eifer erstiegen die Schützen die Brustwehr der Parallele, schwärmten aus, liefen an, die Arbeiter, die Sturmkolonnen folgten, die Lamine brach los. Anfangs blieben die Truppen still; die gewaltigen Klänge des stolzen Yorkmarsches schmetterten allein durch die Luft.

Da wirds drüben lebendig. Ein Blitz, ein Schlag, der erste Kartätschenschuß prasselt den Anstürmenden entgegen.

Bald flammt es von allen Schanzen auf. Geschütze und Gewehrläufe senden Tod und Verderben in ihre Reihen. Aber die Tapfern lassen sich dadurch keine Sekunde aufhalten, achten auch nicht der links und rechts fallenden Kameraden, sondern stürzen sich todesmutig mit „Hurra“ vordringend in die Schanzengräben. Die noch im Wege stehenden Hindernisse, Pallisaden, englische Reiter (rund laufende mit Schwertklingen bespickte hölzerne Wellen) usw. werden umgehauen oder weggesprengt, dann die Brustwehr erklettert.

Um nicht den allgemeinen Ueberblick zu verlieren, wollen wir einer Kolonne nach der andern folgen.

Kolonne 1, Major von Conta, gegen Schanze I.

Von der Parallele über eine sumpfige Niederung, durch einen nassen Grund. Starkes dänisches Flankenfeuer. Nichts hält die Schützen auf. Ein Drahthindernis vor dem Graben. „Macht nichts. Springt drauf und drüber. Heute können die Röcke und Hosen zerreißen. Vorwärts, Hurra!“

Einzelne fallen über die gespannten Drähte zc. Sie erheben sich schnell wieder. Weiter! Hinein in den Schanzengraben! Dort steht hindernd eine starke Pallisadenwand. In derselben ist eine kleine Lücke. Hauptmann von Reinhardt hat sie entdeckt. Mit dem Rufe „Wir nach!“ zwingt er sich durch. Schnell ist die Öffnung durch Auswuchtung einiger weiterer Pallisaden erweitert.

Jetzt kann man bequem durch. „Hinauf, Hurra, Hurra!“

Im Nu sind sie oben. Der Grenadier Zimmermann ist der erste, dann Hauptmann von Reinhardt, dann alle. Mit Kolben und Bajonett geht's drauf. Hart, wütend, aber kurz ist der Kampf. Die Dänen sind verloren. Einer ihrer Kanoniere — ein Held — springt



mit brennender Lunte nach der Pulverkammer. Er will alles in die Luft sprengen, sich zuerst. Rechtzeitig stößt ihm der Grenadier Chrapowski das Bajonett durch die Brust. Der Däne ist tot, die Schanze gerettet, erobert von den Gardes des 3. und 4. Regiments zu Fuß. Um 10 Uhr 6 Minuten weht auf der Brustwehr die schwarzweiße Fahne. Nun schnell die Schanze zur Verteidigung gegen Osten eingerichtet und das eine unverlehrte Geschütz gegen den Benningbund gedreht, um das wohlbekannte dänische Turmschiff „Rolf Krake“ — Wolf Racker nennen es die Grenadiere — würdig zu empfangen. Zwei Kompagnien besetzen die Schanze, die andern jagen die Dänen aus den Linetten rechts und links und folgen dem fliehenden Feind unaufhaltjam gegen seine zweite Befestigungslinie ostwärts nach.

Kolonne 2, bestehend aus 35ern und 60ern unter Major Fragsstein von Niemsdorf ging in gleicher Weise wie die Gardes bei der ersten auf Schanze 2 los. Als sich die Sturmkolonnen dieser Schanze näherten war noch keine Lücke in der Pallisadenwand.

Der tapfere Artillerie-Kommandant der Schanze feuerte mit Kartätichen. Die Sturmkolonne mußte entsetzliche Verluste erleiden, wenn sie am Grabenrande auch nur einige Minuten zu rasten und zu warten gezwungen war. Der Leutnant Diener griff unter diesen Umständen zum Notmittel der Sprengung.

Der Mineur Ritto warf einen Pulverack an die Pallisaden. Der Pionier Klinko, verheiratet und Vater von drei Kindern hatte schon vorher gesagt, er werde seinen Kameraden eine Gasse machen und sollte es ihm das Leben kosten. Er trug die Lunte. — Viel Zeit war nicht zu verlieren. Um Hunderte von Kameraden zu retten, opferte sich Klinko. Er legte die Lunte unmittelbar an den Pulverack und bezahlte seine Bravour mit seinem Leben.

Aber vier Pallisaden waren umgeworfen und die Sturmkolonnen konnten nun vordringen. Fast die ganze dänische Besatzung, so weit sie nicht gefallen war, wurde zu Gefangenen gemacht, auch der Leutnant in dem Augenblicke, als er eben noch ein Geschütz abfeuern wollte.

Kolonne 3, Major Girodz von Gaudi, gegen Schanze III hat den kürzesten Weg, nur 270 Meter. Bis auf 12 Meter an die Schanze ununterbrochen Schützenanlauf. Dann: „Nieder! Schnellfeuer auf die Brustwehrverteidiger! Pioniere sofort in den Graben zum Auswuchten der Pallisaden.“ Alles gelang. „Jetzt drauf! Hurra! Hannemann raus!“ „Hannemann raus!“ (Hannemann war der in dem Feldzug oft gehörte Spitzname für die Dänen.) 10 Uhr 5 Minuten flattert es von der Brustwehr schwarzweiß. Die Eroberer waren Leibgrenadiere und 18er.

Die Kolonne 4, Oberst von Buddenbrock, gegen die sehr starke Schanze IV, hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Beim Anlauf erhielt sie heftiges Kreuzfeuer und verlor ihre vordersten Führer. Den Leuten erschien die Schanze III näher. Daher stürmten viele dorthin. Das gab Durcheinander. Aber Leutnant Loebbecke hielt mit seinen 53ern die befohlene Richtung ein. Weiter leitete der Oberst von Buddenbrock seine Reservekompagnien daher, und als Major von Gaudi von der 3. Kolonne erkannte, daß seine Schanze genommen und teilweise auch von Leuten der 4. Kolonne besetzt sei, führte er der

letzteren $2\frac{3}{4}$ Kompagnien (18er und 8er) von seiner Kolonne zu Hilfe. Bravo für ein solches Zusammenwirken der Führer.

Nun stimmte die Sache auch bei Schanze IV. 53er, 18er und Leibgrenadiere kamen fast gleichzeitig im Graben an. Auch hier Auswuchten der Ballisaden, dann hinauf. Leutnant Loebecke und sein Unter-



Auspflanzen der ersten preussischen Fahne auf den erstürmten Düppeler Schanzen.

offizier Grote waren die ersten. 10 Uhr 13 flatterte dort die preussische Fahne im Winde. Major von Gaudi kehrte mit seinen Leuten nach Schanze III zurück, Oberst von Buddenbrock leitete die Verfolgung der Dänen ein.

Kolonne 5, Major von Krohn, gegen Schanze V machte es mit seinen 64ern und 24ern wie Kolonne 2. „Schützen ran bis an den

Graben. Pioniere hinein, und Bahn frei machen, dann hinauf!“ Das lohnte sich auch hier vorzüglich, 10 Uhr 5 Minuten verkündete die Flagge auf der Brustwehr: „erobert“. Nun wie überall: „Dem Feinde nach.“

Kolonne 6, Major von Beeren, gegen Schanze VI.

Stankensfeuer wie bei der ersten Kolonne, Drahthindernisse und

Sturmpfähle.

Nichts hält

die tapferen

3ten und 4ten

Gardegrena-

diere und

Pioniere an.

Im Nu sind

sie, der

Pionierleut-

nant Bende-

mann als der

erste, oben und

schon 10 Uhr

4 $\frac{1}{2}$ Minuten

weht es von

der Brust-

wehr schwarz-

weiß. Die zur

Verteidigung

bestimmte

halbe dänische

Kompagnie

kam zu spät.

Sie erreichte

die Schanze

gar nicht mehr

und wurde

fast ohne

Widerstand

von den

Gardegrena-

dieren ge-

fangen.

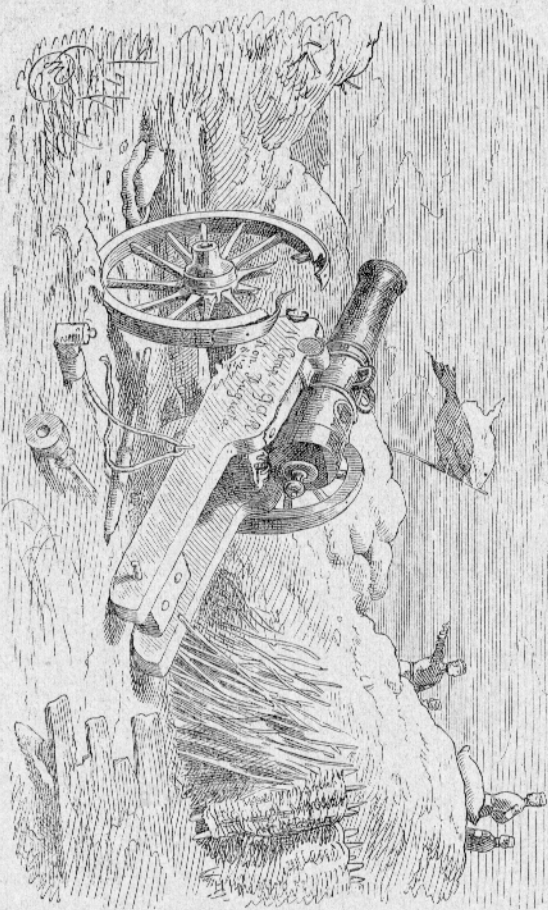
Der General

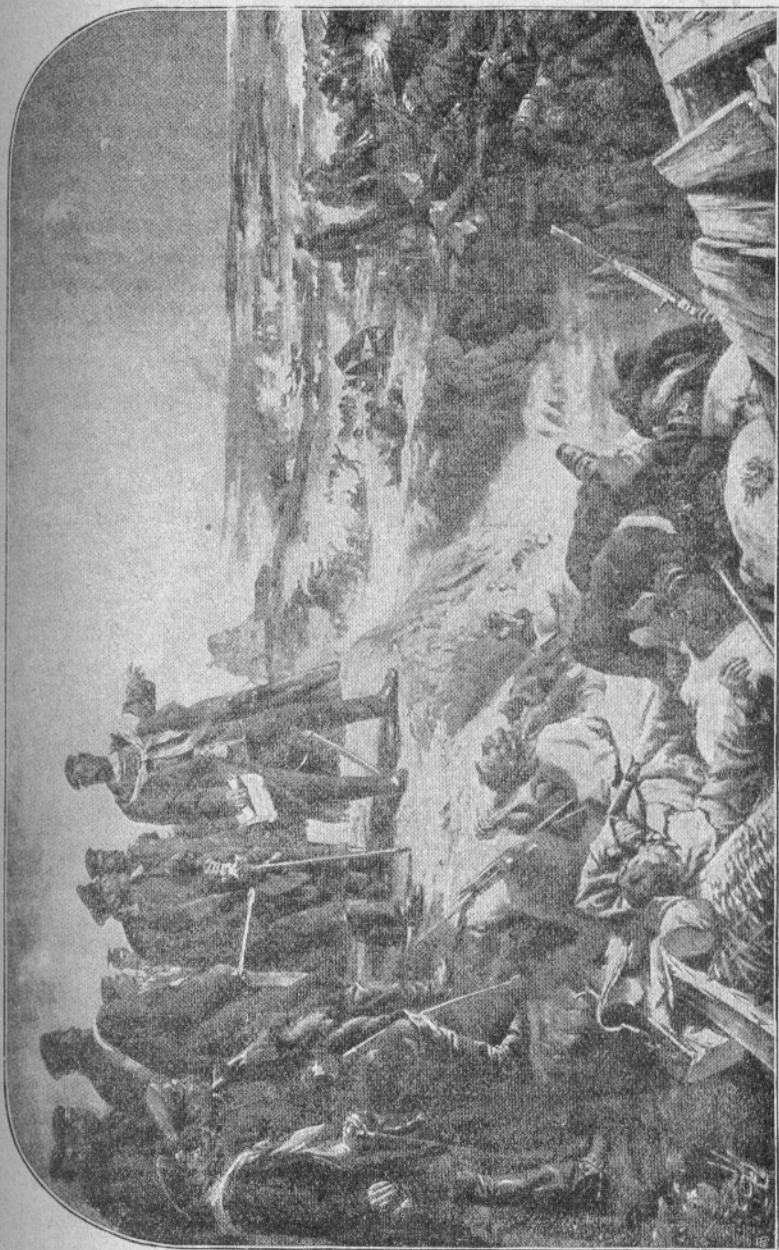
v. Manstein,

welcher das

Kommando über die Sturmkolonnen übernommen hatte, sah bald die Erfolge seiner Truppen, erkannte aber auch die Gefahr, welche aus dem vereinzelt Vorgehen verschiedener Abteilungen der Sturmkolonnen für diese erwachsen konnte. Aus diesen Gründen rief er auf eigene Faust die Reserven ins Gefecht. Diese waren, als die Sturmkolonnen die 3. Parallele verlassen, in die eingerückt und als sie die preussischen Zahnen auf den Schanzen I bis VI flattern sahen, kaum noch zu halten

Erobertes dänisches Geschütz bei Düppel.





Eröffnung der Dippeler Schanzen

gewesen. Es entstand nun ein sehr hartnäckiges Gefecht an der zweiten dänischen Linie. Im Siegestaumel waren einzelne preussische Abteilungen über dieselbe hinaus gestürmt, mußten aber zeitweise wieder über dieselbe zurückweichen, bis sie von den herbeieilenden Reservetruppen aufgenommen wurden. Hier fiel auch der dänische Chef des Generalstabes du Plat und zwei andere höhere Generalstabsoffiziere und der tapferste preussische Major von Beeren. Auch der preussische Brigadecommandeur General v. Raven wurde hier schwer verwundet und starb daran später den Heldentod.

Um 2 Uhr nachm. waren alle Schanzen der ersten und der zweiten Linie in den Händen der Preußen. Der dritte und letzte Akt des Sturmtages war die Wegnahme des Sonderburger Brückenkopfes. Auch er sollte bald fallen. Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr konnte Prinz Friedrich Karl gemeldet werden, daß auch er in preussischen Händen sei. Die Freude war groß. Das preussische Oberkommando hatte mehr erreicht als es gewollt hatte.

Der Sieg hatte den Preußen einen Gesamtverlust von 70 Offizieren und 1118 Mann gekostet. An Trophäen waren 118 Geschütze und 4000 Gewehre gewonnen.

Die Dänen erlitten große Verluste und zwar inkl. 37 Offiziere und 2765 Mann, die unverwundet gefangen wurden, 4631 Mann und 106 Offiziere. Es ist dies mehr als ein Drittel aller ernstlich im Gefecht beteiligten dänischen Truppen, während der Verlust auf preussischer Seite insgesamt nur $\frac{1}{13}$ tel ausmachte, bei einzelnen Kompanien aber auch bis $\frac{1}{8}$ tel.

So groß die Freude über den Sieg bei den Preußen war, so groß die Niedergeschlagenheit bei den Dänen.

In Berlin erregte die Nachricht von dem Düppelsturm unendlichen Jubel, der im ersten Augenblick alles mit sich fortriß und alles vergessen ließ, und der sich dann noch einmal wiederholte, als die erbeuteten Geschütze unter Führung des Premierleutnants Stöphasius, der als Artillerie-Offizier den Sturm auf die Schanze VI mitgemacht hatte, in Berlin eintrafen und hier ausgestellt wurden. Vor dem Schlosse sammelten sich große Volksmassen, um den König zu beglückwünschen.

So weit über den Düppelsturm. Ich gehe jetzt wieder zu der Schilderung des Selbsterlebten über.

Aus dem raschen Gelingen des Sturmes schloß General von Göben (nach meinem Regiments-Tagebuche), daß die Hauptmacht des auf uns stehenden Feindes nicht nach den Schanzen abgezogen sei. In der That stellte sich später heraus, daß dieselbe in Stärke von ca. 10000 Mann zur Abwehr unserer Vorkehrungen uns gegenüber hinter Rönhoff stehen geblieben war. So zog General von Göben es denn vor, nur zu demonstrieren. Durch dieses Festhalten der dänischen Hauptreserve hatten wir auch unsern, wenn auch unblutigen und nicht so ehrenvollen Teil zum Gelingen des Sturmes beigetragen. Wenn die nicht gerade zu den Sturmkolonnen (5—6000 Mann) kommandiert gewesenem übrigen ca. 20000 Mann der in Schleswig vor dem Feinde gestandenen preussischen Truppen, sich des den 1864ern allgemein beigelegten Ehrentitels „Düppelstürmer“ nicht immer erwehrt haben, so ist dies meines Erachtens keine Unbescheidenheit, denn

indirekt haben auch wir unsere Posten beim Düppelsturm ausgefüllt und die Ehre der direkten Sturmkolonnen dürfte dadurch nicht geschmälert sein.

Am Tage nach dem Sturme bezog unsere Brigade Vorposten in den eroberten Schanzen. Wir hatten hierbei auch die Aufgabe der Beerdigung der Gefallenen. So habe ich z. B. das große Kriegergrab vor der Düppelmühle, dicht links an der Straße von Gravenstein nach Sonderburg, nahe Schanze V, helfen schaufeln. 201 preußische und dänische Krieger haben wir in demselben, im Tode friedlich vereint, gebettet. Die damalige provisorische Inschrift: „Hier ruhen 201 tapfere, preußische und dänische Krieger, gefallen 18. April 1864“ schmückt auch das Denkmal dieses Ehrengrabes.

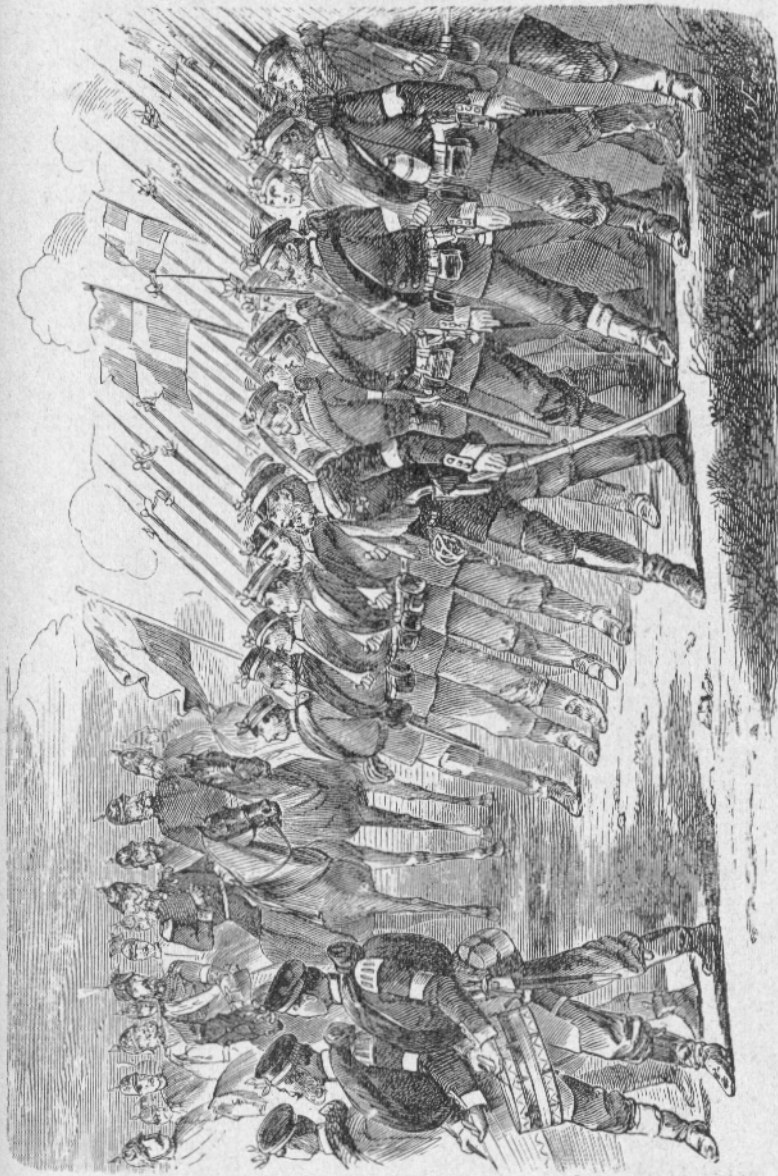
Bei solcher Massenbestattung erkennt man so recht den Wert der Totenmarke, welche jeder preußische Soldat seit der Mobilmachung an einer um den Hals gelegten Schnur auf der Brust trägt. Dem toten Kameraden werden zwar auch Briefe, Wertsachen, z. B. Uhren und andere Merkmale abgenommen, in Verwahr gebracht und wo möglich der Familie zugestellt. Das Haupterkennungszeichen, die Totenmarke, welche die Kompanie-Nummer, die Regimentsbezeichnung und die Listennummer trägt, unter welcher der Mann bei der Kompanie eingetragen steht, gibt den sichersten Anhalt zur Feststellung der Personalien. Beim Durchsuchen des Nachlasses, welchen die Gefallenen bei sich führten, welches übrigens von einem Vorgesetzten überwacht wurde, bewies unser Krauskopf eine besonders große Emsigkeit. Er konnte meist auch dasjenige gebrauchen, was der Vorgesetzte für wertlos erklärte. Ja ich habe es ekelnd angesehen, daß er selbst ein Stück Zucker, welches er in der Tasche eines dänischen Toten entdeckte nicht verschmähte und schmunzelnd verzehrte, obwohl noch das Ungeziefer, welches sich sonst bei Erkaltung der Leichen davon macht, in den Nähten der Tasche herumkroch. N. war eben gegen vieles gefeilt.

Auf einer edleren Suche und zwar nach einem lebenden oder toten Kameraden der Sturmkolonne, seinem und meinem intimen Freund und Kameraden, Karl Schulte-Stubberg, traf ich an dem genannten Tage auf dem Schlachtfelde Artillerie-Kamerad Ferdinand Kraft. Kamerad Karl stand bei der 4. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 55 und hatte, wie wir, blaue Achselklappen. Keiner von uns wußte bis dahin, wie es unserm Freunde ergangen war. Ferdinand hatte in seiner Sorge um ihm allen Toten, die er aufgefunden, und welche blaue Achselklappen trugen, näher ins Angesicht gesehen und behauptete, unter diesen sei Karl nicht. Er könne also nur unter den Verwundeten sein, oder er sei gesund davon gekommen. Wie wir andern Tages erfuhren, war das letztere der Fall. Jetzt hat er sich schon Jahrzehnte unterm heimischen Nasen ausgeruht. Am 2. Tage nach dem Sturme wurden wir (die 26.) von der 12. Brigade von Vorposten in den Schanzen abgelöst und in den Baracken der nahen Büffelkoppel untergebracht. Gleich darauf fand zwischen Schanze V und VI ein Dank-Feldgottesdienst statt, der erste, den wir bis dahin mitgemacht hatten und der sich mir schon deshalb besonders tief in das Gedächtnis eingepägt hat. Von Trommeln war ein Altar gebaut, die Fahnen rechts und links an demselben aufgepflanzt. Vor

diesem aus hielt der Pfarrer, unser Divisionsprediger, seine eindrucksvolle Predigt. Ihm zur Seite standen die Offiziere. Wir in Karsenform rundum. „Bis hierher hat der Herr geholfen, er wird auch weiter helfen“, das war der Bibeltext, auf dem er seine Rede aufbaute. — „Dort liegt das schöne Sonderburg, da müssen wir hin und wenn wir hin schwimmen müssen“, hatte kurz vorher unser Regimentskommandeur, der spätere Generalleutnant von der Goltz, in einer Ansprache uns gesagt. Wahre Propheten-Worte sind es gewesen, die da oben auf Düppels Höhe aus dem Munde des Geistlichen und unseres Kommandeurs in unsere Herzen drangen. Gott hat nach Alsen, hat 1866, 1870, 71 geholfen und wird dem deutschen Volke auch weiter helfen.

Kurz nach dem Düppelsturm eilte Se. Majestät König Wilhelm zu seinen im Felde stehenden Truppen. Am 21. April standen wir vor ihm in Parade bei Gravenstein. Nicht in schmucker Uniform I. Garnitur, sondern so, wie wir im Feuer vorgegangen waren. Durch eine Ansprache an das Offizierkorps spendete uns der allerhöchste Kriegsherr das herrlichste Lob. Zum erstenmal sah ich da den alten Feldmarschall Wrangel, damals der einzigste dieses Ranges. Er war der nominelle Höchstkommandierende über alle Bundestruppen, (Oesterreicher und Preußen), welche im Felde standen, während Prinz Friedrich Karl nur Oberkommandeur der preußischen Feldarmee war. Wrangel hatte dann auch den gebührenden Vorrang und präsentierte sich als Nächster an der Seite Sr. Majestät. Ich stelle es mir noch lebhaft vor, wie der alte greise Held so militärisch stramm, trotz seiner altersgebückten, ohnehin kleinen Gestalt, die Front mit abritt. Unwillkürlich dachten wir dabei daran, wie Se. Maj. der König nach dem Sturm an Prinz Friedrich Karl depeßierte: „Nächst dem Herrn der Heerschaaren verdanke ich Dir und Deinen tapferen Truppen diesen glänzenden Sieg.“ Wie man sich erzählte, habe Wrangel halb unwillig, halb scherzend darüber, daß Se. Majestät seiner gar nicht erwähnt hatte, sich tröstend gesagt: „Mit dem Herrn der Heerschaaren, da meint er mir.“

Einige Tage nach der Parade griff die Diplomatie ein und es trat Waffenstillstand ein. Wir hatten während derselben das beste Teil erwählt, denn wir kamen in die freundlich gelegene Hafenstadt Flensburg. Ich hatte dabei noch das Glück, bei einem Deutschgesinnten ins Quartier zu kommen, der schon 1849 als freiwilliger Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen gekämpft hatte. Die Aufnahme, die wir dort fanden, ist uns allen unvergesslich. Galten wir doch als die Retter des Landes. Die ersten deutschen Familien machten sich eine Ehre daraus, mit den gemeinen Soldaten spazieren zu gehen, oder im Flensburger Hafen zu segeln, das schöne Geschlecht nicht ausgeschlossen. Es war eine herrliche Zeit, die wir jungen Befreier der Schwesterprovinzen dort genossen. Mehr wie verdienten Dank haben wir in dem schönen Flensburg eingeheimst. Aber alles hat seine Zeit. — Als wir einige Wochen dort gelegen und sich in allen Ehren manches zarte Verhältnis angebündelt hatte, kamen daselbst auch Mänen ins Quartier. Diese hatten in Schleswig zwar keine Gelegenheit gehabt, zur Attacke gegen den Feind zu



Parade bei Graunheim vor König Wilhelm von Preußen.

reiten und so die blutigen Lorbeeren der Befreiung mit pflücken zu helfen, hier aber waren sie uns über. Manche junge Maid schien zu glauben, die Spauletten der Lanzenreiter bedeuteten den Offiziersrang und da wurden wir „Sandhasen“ etwas von der Seite angesehen.

Mancher wurde von seinem Schatz befreit, ehe ihm, wie es in dem Soldatenliede heißt, ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen bescherte.

Auch österreichische Truppenteile waren während des Waffenstillstandes in Jlenzburg untergebracht. Ungefähr 2 Stunden von der

Stadt liegt das Schlachtfeld von Devesee,

wo die Oesterreicher am 6. Februar einen sehr

blutigen Strauß

mit den Dänen ausge-

fochten hatten. Das

österreichische Offi-

zierkorps hatte es

sich nicht nehmen

lassen, das

unfrige und

uns mit

nach der

Stätte

ihres

rubm-

reichen

Waffengangs

einzuladen. Zu

diesem Zwecke

hatten sie verschie-

dene Fässer heimi-

schen Ungarweins

kommen lassen,

und hiermit,

wie mit vielen

andern guten

Dingen wur-

den nun wir

preussischen

Kameraden an den

Ehrengräbern ihrer

gefallenen Helden

bewirtet. In einem

derselben, welches

an einem hohen

Buchenhain lag, an

dessen Stämmen

man die Eindrücke

der Kugeln noch

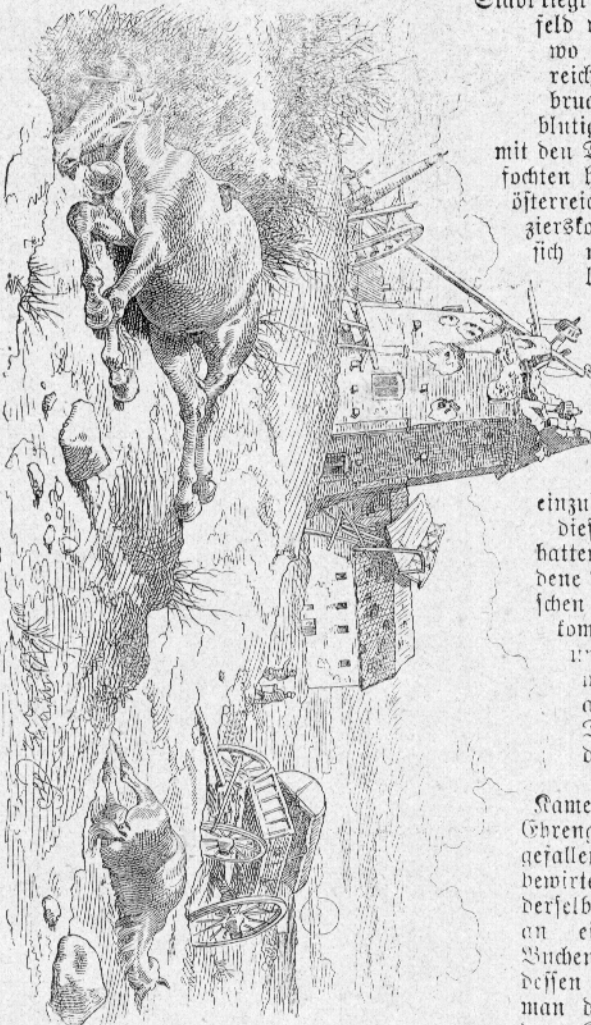
wahrnehmen konnte, hatten wir — einige östereichische und preussische

Kameraden — uns niedergelassen, auf gute Kameradschaft pokalend.

Wir dachten damals nicht daran, daß wir nach nicht 2 Jahren später

uns als Feinde gegenüberstehen sollten. Doch auch mit dem Herren-

Die durch preussische Galerien eingeführte Mindehülle vor dem Sonnenbrüger Feindentopf, deren Stücker mit den ihnen eine verdrückte telegraphische Verbindung vermittelt der Stängel unterhalten hatte.



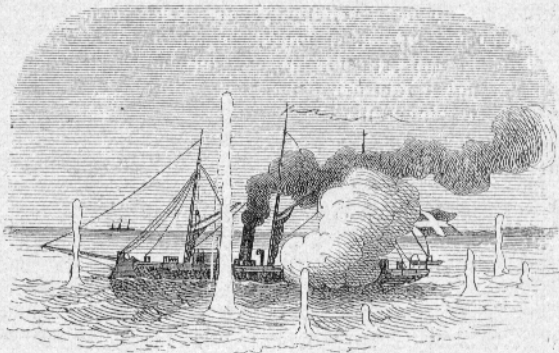
leben in Flensburg hörte es bald auf. — Die Londoner Konferenz ging resultatlos auseinander und so ging es denn aufs neue zu nach dem Sundewitt. Noch einmal gab es in Flensburg ein Heeresgedränge. Diesmal aber in ruhiger, friedlicher Aufeinanderfolge, nicht wie anfangs Februar in jäher Verfolgung auf den Fersen des Feindes. Es gab manchen rührenden Abschied. Bei den von Angeln und den übrigen ländlichen Gegenden anrückenden Truppenteilen schien das Verhältnis noch inniger gewesen zu sein. Nicht allein die Mannschaften, auch die Pferde und Geschütze und alles war von den Bewohnern mit Grün, Kränzen und Blumen geschmückt. Auf dem Südermarkt in Flensburg wurde von allen durchziehenden Truppen auf Einladung der Stadt Halt gemacht und dieselben von Herren- und Damenkomitees bewirtet. So zogen wir denn am 26. Juni frohen Mutes und stolz auf die empfangenen Ehren nochmals vor die Front des Feindes.

Uebergang nach Alsen.

Am Abend des 28. Juni erhielten wir den Befehl, um 10 Uhr zum Abmarsch nach dem Strande anzutreten, Tornister und Helm blieben zurück. Mit Mütze und Lederzeug, mit Gewehr und 80 Patronen, das Kochgeschirr mit „drei Tage eisernem Bestand“ (Mundvorrat) hinten auf den Leibgurt geschnallt, so ausgerüstet marschierten wir ab und kamen um Mitternacht am Alsenfund, zwischen Sandberg und Ballegard an, wo wir uns hinter einem Gehölz mit anderen Truppen zusammenfanden. Um 2 Uhr sollte der Uebergang beginnen.

Kurz vor 2 Uhr brachte ein Ordonnanzoffizier den Befehl, daß zwei Kompagnien unseres Bataillons zum Einsteigen in die Boote vorrücken sollten. Die 10. und 11. Kompagnie wurde hierzu kommandiert. Mit je 2 Kompagnien 24er und 64er sollten sie in der ersten Bootreihe übersetzen.

Mit einem „Gott mit Euch“ schieden wir von ihnen. Sie stiegen ein, ruderten ab. Kurz nachher sagte uns lebhaftes Gewehrfeuer jenseits des Sundes, daß unsere Kameraden schon dort im Gefecht und glücklich übergekommen waren. Kaum konnten wir den Augenblick erwarten, bis die Ruderer, welche die ersten hinübergebracht, wieder mit ihren Booten zurückkamen und wir unsen auf der Insel kämpfenden



Belastung des dänischen Panzers „Noff Krate“.

Kameraden zu Hilfe eilen konnten. Einige spannende Minuten noch, dann waren auch wir an der Reihe.

Wegen des flachen Wassers an den Ufern des Sundes konnten die Boote nur bis ca. 20 Schritte vom Ufer herankommen. Aber wir waren zu ungeduldig, sie so weit kommen zu lassen. „12 Mann hierher“, riefen die Ruderer von ferne und wir stürzten ihnen, bis an die Hüfte im Wasser wadend, schon auf 100 Schritt entgegen. An drei nebeneinanderliegenden Punkten fand der Uebergang mit je 40 Booten statt. Der Sund hatte hier eine Breite von ca. 2000 Schritt. Als wir mitten auf dem Sund waren, kam ein feindlicher Dampfer aus der nahen Augustenburger Bucht auf uns zu. Es war, wie wir später erfuhren, das gefürchtete Panzerschiff „Molt Krake.“ Da ergriff uns für den Augenblick kein geringer Schrecken. Die in der zweiten Uebergangskolonnie auf dem Sund schwimmenden Boote hatten ca. 2000 Mann Besatzung. Kam das Seeungetüm an uns heran, so waren wir alle verloren. Auch die zuerst übergeschifftete Kolonne wäre dann erdrückt oder in den Sund zurückgeworfen worden und der ganze Uebergang dadurch voraussichtlich gescheitert. Schon sandte uns der Panzerkoloss eine volle Lage zu, ohne zu treffen. Wir trieben die Ruderer zur Eile an, einige kräftige Arme lösten sie von Augenblick zu Augenblick ab. Jeder von uns half mit dem Gewehrkolben rudern, so gut es ging. Unser lieber Landwehrleutnant Schröder, der mit in meinem Boot saß, feuerte uns an mit den Worten: „Kinder rudert, um Gottes Willen rudert!“ und half selbst mit. Eine zweite Lage von „Molt Krake“ zerschmetterte zwei links von uns fahrende Boote, einige Mann in denselben wurden verwundet. Vergeblich war es, daß einige Nachbarboote ihnen Rettung bringen wollten. Acht der Bootsinsassen sanken, die übrigen erreichten schwimmend das rettende Ufer. Dies alles war das Werk einiger Augenblicke und noch waren wir nicht am Strande. Wir sahen das Schicksal unserer vorhin erwähnten Kameraden vor Augen, denn immer näher kam der gepanzerte Feind. — Doch wir hatten in unsrer kritischen Lage nicht an unsere Strandbatterien gedacht. Im entscheidenden Augenblick blitzten sie los und Schuß auf Schuß saß „Molt Krake“ in der Seite. Sausend und brausend trachten die stahlspitziigen Geschosse unsrer Batterien über uns hin, jede von ihnen, die ihr Ziel in dem Gewande des Panzers fand, ein Rettungsendel für uns. Noch zum drittenmal sandte er eine Lage seiner Geschosse auf uns zu, wieder aber wie das erste Mal, keinen Schaden anrichtend. Dann machte er Kehrt und dampfte von manchem Schuß verfolgt, in die Augustenburger Bucht zurück. Während dieser unvergeßlichen aufregenden Szenen waren wir dem Ufer immer näher gekommen. In diesen Augenblicken habe ich es schmerzlich bedauern gelernt, daß ich nicht schwimmen konnte. Wenn durch den Wellenschlag des herannahenden Dampfers unser Boot kenterte, hing vom Schwimmkönnen Leben und Tod ab. Zwar muß ich dankbar hervorheben, daß meine schwimmenskundigen Kameraden Hermann Girardet, jetzt Rentner in Lenney, und Ferdinand Rentsch, Zigarrenfabrikant in Werther bei Bielefeld, welche mit in meinem Boote waren, sich erbieten, mich schlimmstenfalls zwischen sich zu nehmen und mich mit zu retten. Doch

wäre dies ein Wagemüth gewesen und das Beste ist immer, wenn man selbst für alle Fälle gerüstet ist.

Durch die glückliche Abwehr der uns drohenden Gefahr durch unsere Strandbatterien, kam es nicht zum Kentern. Wie beim Einsteigen mußten wir auch beim Aussteigen metertief durchs Wasser

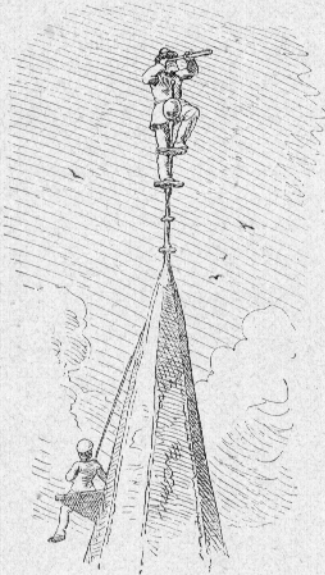


Der Uebergang nach Asten.

waten und so gebadet am Ufer angelangt, eilten wir zu unseren Kameraden ins Gefecht. Die 2000 der Unsrigen, die zuerst gelandet, hatten den Feind schon bis an das Ende der Augustenburger Bucht zurückgeworfen. Hier endet die Landzunge, welche sich zwischen dieser

und dem Allensund hinzieht, an welcher wir Fuß gefaßt hatten. Die Gefechtslinie wurde länger. Die dadurch sich entwickeln könnenden Verstärkungen des Feindes versuchten den Unseren grade in die Flanke zu fallen, als wir im entscheidenden Moment zur Unterstützung herankamen. Die Dänen behaupteten sich hartnäckig. Jeder Schritt mußte mit Blut erkaufte werden, aber bald waren sie von Position zu Position zurückgeworfen. So ging es vorwärts bis etwa eine halbe Stunde diesseits Sonderburg, wo sich nach den Sonderburger Windmühlen zu eine Anhöhe erhebt. Hier stand die Arriergarde des Feindes und mußte wohl wie am 6. Februar bei Deverssee, den Auftrag haben, sich um jeden Preis zu halten. Die tollkühnen Seeländer vom 18. dänischen Infanterie-Regiment machten sogar zweimal den Versuch,

uns aus den errungenen Stellungen zu werfen. Ein uns noch unbekanntes Signal ertönte und mit „Hurra, hurra“ attackierten diese Nordländer auf uns los. Wir hielten aber auch ihren Bajonetten Stand. Jeder nahm sich — keinen Schritt weichend — seinen Mann kalten Blutes aufs Korn und feuerte mit der Schnelligkeit, die unser Zündnadelgewehr zuließ, auf die Heranstormenden los. — So empfingen, mußten sie kehrt machen, wobei sie über die Hälfte der Mannschaften einbüßten. Dann ging es wieder vorwärts, die Windmühlen-Anhöhe hinauf, welche dann in unsern Besitz kam. Als einer der ersten war unser General von Göben oben. Als wir uns nach ihm umsahen, stand er schon, das Fernglas benutzend, oben auf der Windmühle. Einige Dänen, die in dieselbe geflüchtet, jagte er persönlich raus und diese gelangten in unsere Hände. Dieser tapfere Held, der schon in Spanien gekämpft hatte, richtete immer von bester Stelle aus die Augen nach dem Feinde.



Ein Ausgucksposten auf dem Sonderburger Kirchthurm.

Ich habe es angesehen, daß die Kugeln links und rechts von ihm einschlugen. Er zuckte aber mit keiner Wimper und verschmähte jede Deckung.

Nach der Einnahme der Windmühlen-Anhöhen konnten die Dänen Sonderburg und die ganze Insel nicht mehr halten. Der Sieg war unser und hat den Feldzug entschieden. Wenn unsere Verluste auch verhältnismäßig gering waren, wir mußten doch manchen Braven an unserer Seite fallen sehen. Auch der tapfere Hauptmann von Sawisinskij I, welcher uns, nachdem unser Oberlieutenant bei Missunde verwundet worden, so unerschrocken ins Gefecht führte, die feindlichen Kugeln verschmähen lehrte und uns auch auf Allens durch manches gottvertrauende Wort anfeuerte, wurde schwer im Unterrücken



Der Brand Sonderburgs in der Nacht vom 3. April 1864.

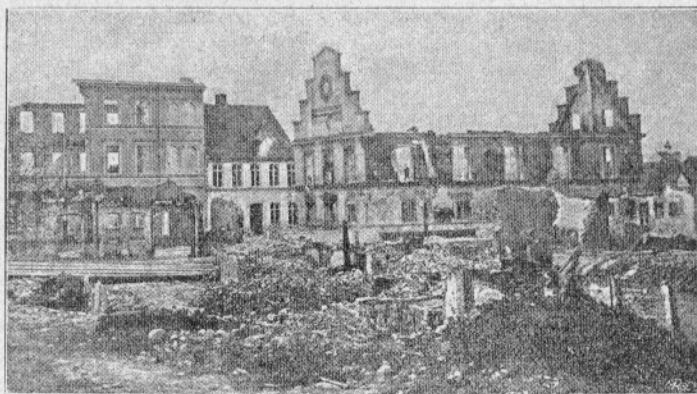
getroffen. Als man ihm die klaffende Wunde verband, klagte er nicht über seine Schmerzen — nein — nur seiner Leute gedachte er. „Meine braven Kerls“, rief er sorgend aus, „ich habe sie ins Feuer geführt, aber wer führt sie mir wieder heraus?“ Auch unser lieber schon genannter Leutnant Schröder, der uns mit seinen treuerherzigen Worten in so mancher Gefahr ermutigte, sank hier nieder, in beiden Oberschenkeln schwer verwundet. Beide Männer sind gottlob wieder genesen. Auch von den Kameraden ist manches rühmlichst hervorzuheben, doch will ich mich auf zwei Fälle beschränken. Einem Kameraden meiner Kompagnie, dem Füsilier Hattenhorst, hatte eine Kugel den Arm zerschmettert. Sein Nebenmann wollte bei ihm stehen bleiben und ihn verbinden, er aber wies ihn mit den Worten zurück: „Niel hewwet se schoaten, ower goh du me dropp loas un packe bei verfluchten Hannemänner!“ (Spitznamen für die Dänen.) Kamerad Theodor war im Vorwärtsdrange von seiner 12. Kompagnie bei die unfrige geraten. So trafen wir denn in einem eben genommenen kleinen Gehöfte zusammen. Wir nahmen Deckung hinter einem Misthaufen, über welchen hinweg wir auf die abrückenden Dänen losknallen konnten. Theodor mußte hierzu auch schon vorher reichlich Gelegenheit gehabt haben, denn als er mich traf, rief er, einen derben Fluch vorausschickend: „Junge, et hewwe all 60 Kuelen verschoaten, dau me es wat van den Dinen. (Junge, ich habe schon 60 Kugeln verschossen, tu mir mal was von den Deinigen.)“ Wenn Theodor gut angekommen war und er einen Dänen fallen sah, sagte er befriedigend: „Sü, do liet wier ennen“ (Sieh, da liegt wieder einer). In all den ernstesten Augenblicken begleitete er seine Aeußerungen mit dergleichen gelungnen Ausdrücken. Theodors Bravour war besonders von einem Offizier des 55. Regiments, welcher sich zu uns verirrt hatte, bemerkt worden und hatte so großen Eindruck auf ihn gemacht, daß derselbe (wenn ich nicht irre, war es ein Sekonde-Leutnant Egnert) andern Tags zum Appell bei unserer Kompagnie erschien und nach ihm suchte. Dieser war aber bereits wieder zu seiner 12. Kompagnie zurückgekehrt. Aus der Beschreibung seiner Figur und den hervorgehobnen Einzelheiten schloß ich, daß der Gesuchte mein Kamerad Theodor sein müsse. Auf meine diesbezügliche Meldung wurde ich vom Leutnant mit auf die Suche nach Theodor befohlen. Als wir ihn fanden, sagte der Leutnant auf den ersten Blick: „Das ist mein Mann!“ Theodor wurde hierauf zum Orden vorgeschlagen, trotzdem ging er leer aus. 1866 glückte es ihm besser.

Doch nun zurück zu den Windmühlen-Anhöhen. Inzwischen war eine Brücke über den Sund geschlagen und auch Artillerie nach Alsen gekommen. Diese beschloß nun von den Hügeln aus den Feind auf seinem Rückzuge in wirksamster Weise. Einige Gehöfte, worin er sich noch festsetzen wollte, wurden in Brand geschossen. Ohne weitere Verluste unsrerseits verfolgten wir ihn bis zu seinem Einschiffungspunkte Höruphaff und der Halbinsel Refenis, wobei wir viele Gefangene machten. Im ganzen wurden auf Alsen 53 Offiziere und 2500 Mann von uns gefangen genommen, während von unsrer Seite nur 7 Mann in dänische Hände fielen. An Toten und Verwundeten hatten die Dänen an Mannschaften den doppelten, an

Offizieren wir weit größeren Verlust. Ungefähr dreiviertel der dänischen Armee waren aber auf die bereitliegenden Schiffe entkommen. Bei Höruphaff eroberten wir ein großes dänisches Proviantlager und lebten so am Schluß des ereignisvollen Tages im Ueberfluß. Ich hatte dabei noch das Glück, im ersten Hotel der Stadt Sonderburg, „Zur Stadt Hamburg“, einquartiert zu werden.

Auf Strandwache bei Gravenstein.

Von Sonderburg wurde unser Bataillon nach Gravenstein und dabei liegenden Dörfern disloziert. In Gravenstein wurden wir mit der Inschrift auf einer Ehrenpforte „Troh sehen wir Euch wiederkehren, in Preußen wir die Retter ehren“ empfangen. Die Quartiergeber taten, was sie konnten. Ich war mit einigen Kameraden bei einem kleinen Kötter eines Dörfchens einquartiert, dem zwei alte



Das Rathhaus von Sonderburg nach der Beschießung.

Mütterchen den Haushalt führten. Letzteren lieferten wir unsere Viktualien, Fleisch, Kaffee, Brot usw. ab, sie bereiteten uns die Mahlzeiten zu und aßen, was wir übrig hatten, mit. Das Dorf lag nahe am Strande und unser Hauptdienst war Strandwachdienst. Man konnte von den seetüchtigen Dänen vor Ueberraschungen nicht sicher sein. Hatten sie doch in Jütland schon ein paar Mal des Nachts Feldwache und Posten aufgehoben.

Nachdem wir etwa 14 Tage bei Gravenstein gelegen und uns in große Sicherheit gewiegt hatten, wurden wir plötzlich des Nachts alarmiert. Ein Posten hatte ein sich näherndes Rauffahrteischiff für ein feindliches Kriegsschiff gehalten und einen Alarmschuß abgegeben. Nach so langer Ruhezeit hatten wir uns auf einen Alarm nicht vorbereitet und nicht, wie sonst Vorschrift war, den Tornister immer feldmarschmäßig bepackt gehalten. Es dauerte deshalb etwas lange, ehe jeder seine Habseligkeiten zusammengerafft hatte und auf dem Alarmplatze erschien. Der Herr Hauptmann schimpfte sehr über diese

Langsamkeit und als hier und da einer sich wegen seiner Siebenfachen und seines Tornisters entschuldigte, sagte er: „Ach, was Tornister, der preussische Soldat braucht im Alarmfalle keinen Tornister. Entweder er bleibt auf der Walfstatt oder er siegt. Im ersteren Falle braucht er keinen Tornister mehr und im letzteren kann er ihn wieder kriegen.“ — Nun wußten wirs! Aber das Rezept hat sich doch nicht immer probatum gezeigt. Schon 14 Tage drauf wurden wir auch des Nachts zu einem Zwecke alarmiert, der uns nicht wieder ins Quartier und auch nicht auf blutige Walfstatt brachte. Es war am 20. Juli in Feldstädt bei Gravenstein. In der Gegend bleibt auch das Milchvieh des Sommers die Nacht über auf der Weide. Statt in den Ställen zu kampieren, waren wir in der schönen Sommernacht dem Weidevieh nachgezogen und hatten es uns in einigen der Weide nahen Heuhaufen gemüthlich gemacht.

Wie ich schon aus den Winterquartieren in den Ställen erzählt habe, hatten wir das Melken allmählich etwas gelernt. Auch diese Nacht hatten wir unsere Kochgeschirre auf der nahen Weide mit Milch versehen. Plötzlich, morgens gegen 3 Uhr, wurde Alarm geschlagen. Die Milch wegschütten mochten wir nicht und so schnallten wir den Tornister mit halbgefülltem Kochgeschir auf den Rücken. In einem Gilmarfche ging es nach der 2½ Stunde entfernten Bahnstation Flensburg. Dort standen die Eisenbahnwagen, in welchen wir (ganze Brigade Göben) befördert werden sollten, zum Einsteigen bereit. Als wir in den Waggons abschnallten und uns nach unserer Milch umfahen und uns dieselbe statt des Frühkaffees zu Gemüthe führen wollten, zeigte es sich, daß sie zu Butter geworden war. Die Butterbereitung wird zwar verschiedentlich zu Wege gebracht. Diese Methode war uns aber noch nicht bekannt und hat uns recht überrascht.

Von Flensburg ging es per Bahn bis zu der eine Stunde vor der Festung Rendsburg liegenden Station Jagel. Dort wurde ausgestiegen. Nach kurzer Pause erfolgte das Kommando „Korn und Bistierklappen ab“ und „Bataillon soll chargieren, geladen.“ — Mein Nebenmann, Kamerad Hermann, frug mich: „Junge, wie machst Du's?“ und ich muß sagen, es war mir auch nicht gerade zum gerne Laden zu Mute. — Vor uns in Rendsburg standen unsere Bundestruppen — Sachsen und Hannoveraner — denen unser Laden gelten sollte. — Sie waren zu demselben Zwecke, wie wir nach Holstein gerückt, nur daß sie diese Provinz friedlich besetzt hielten, während wir in Schleswig die Kastanien aus dem Feuer holten. Ihr Verbrechen war, daß sie in der Meinung waren, sie hätten in Holstein zu kommandieren, während die Oesterreicher und die Preußen nur in Schleswig das Regiment führen dürften. In diesem Gedanken hatten sie in Rendsburg die auf dem Kommandantur-Platze aufgehängte österreichische und preussische Fahne heruntergeholt und ihr eigenes Hoheitszeichen an die Stelle gesetzt. Diese Ueberhebung sollte geahnt werden. — Wieder, wie so oft, in schwieriger Lage, war unser General von Göben mit der Lösung dieser heiklen Aufgabe betraut.

Der Kommandant der in Rendsburg stehenden Bundestruppen, Major von Hade, war aber so vorsichtig und räumte die Festung, ehe

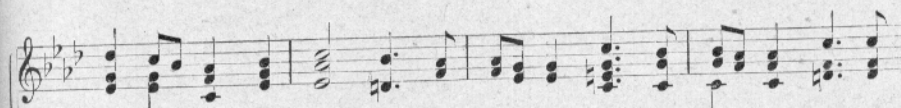
Schleswig-Holstein.

Mit Kraft und Feuer.

C. G. Bellmann.



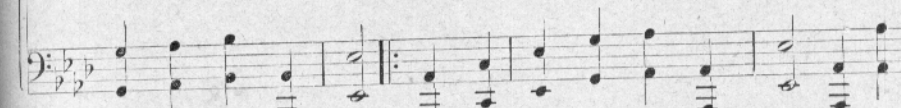
Schleswig - Hol - stein, meer - um - schun - gen, deutscher



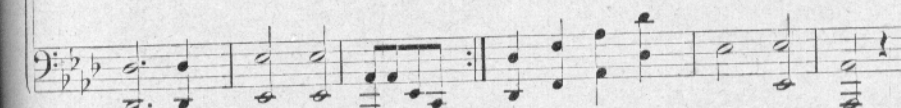
Sit - te ho - he Wacht, wah - re treu, was schwer er - run - gen, bis ein



schö - ner Mor - gen tagt! Schleswig - Hol - stein, stammver - wan - t, wanke



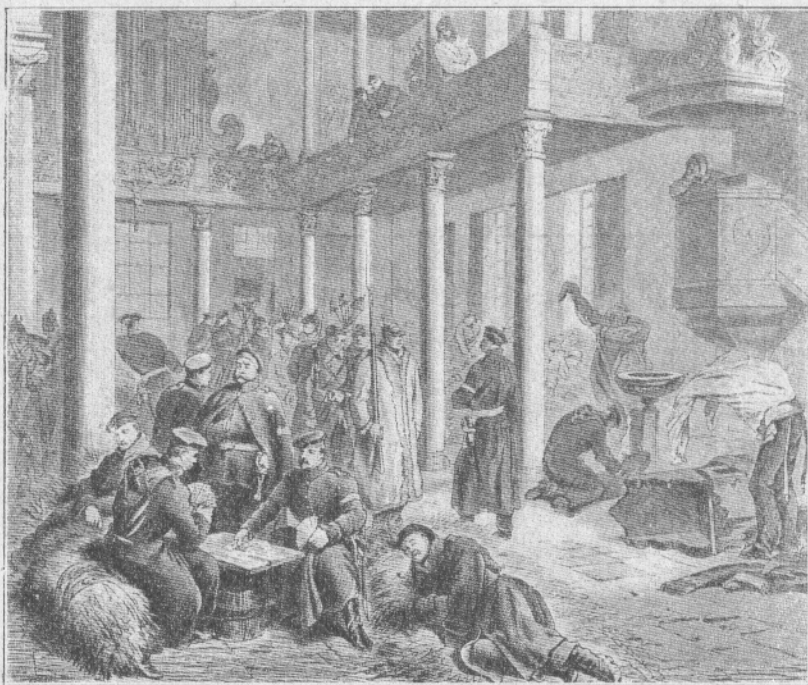
1. nicht, mein Va - ter - land! 2. nicht, mein Va - ter - land!



wir von der Waffe Gebrauch machten und einrückten. So endete damals das kleine Vorspiel von 1866.

Zu einer andern und zwar pietätvollen Art rückte von Mendsburg eines Tages unser Bataillon aus und zwar zur Einweihung des für unsere am 2. Februar gefallenen Kameraden bei Missunde gesetzten Denkmals. Auf einem alten Hümnengrabe ist es errichtet. Die Inschrift lautet: „Zum Andenken der am 2. Februar 1864 hier gefallenen Füsiliers vom 2. Westf. Infanterie-Regiment Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande).“

Welche Zugkraft treue Kameradschaft hat, sollte ich in Mendsburg



Preussische Infanteristen Posten in der Schloßkirche zu Grauensstein.

aufs neue durch meinen Kameraden Ferdinand Kraft erfahren. Derselbe lag mit seiner Batterie in der Nähe von Eckensförde, ca. 7 Stunden von Mendsburg, im Quartier. Eines Tages stand er in Mendsburg plötzlich vor mir. Urlaub wurde nicht gegeben. Er hatte sich ohnedem auf den langen Besuchsweg gemacht. Ich wollte es anfangs nicht recht glauben, daß er um meinerwillen die siebenstündige Fußtour gemacht habe. Als ich ihn aber, nachdem wir einige Stunden in R. zusammen waren, über 3 Stunden Wegs zurückbegleitet hatte und die befragten Bauern uns sagten, daß wir noch näher bei Mendsburg wie bei Eckensförde seien, mußte ich zugeben, daß Ferdinand nicht gestunken

hatte und machte kehrt nach Mendenburg zurück. 14 Stunden Fußmarsch, um einem Kameraden die Hand zu drücken und dabei noch Strafe wegen Nichturlaub riskieren, ist, wie die freundlichen Leser wohl zugeben werden, eine respektvolle Leistung und auch nach 40 Jahren noch erwähnenswert.

In die Heimat zurück.

Die Friedensverhandlungen und die Regelung der Mißhelligkeiten zwischen den deutschen Bundesstaaten, mit anderen Worten: „Der Streit um das Fell des Löwen“ zog sich lange hin. Erst am 12. November traf für uns der Befehl zum Rückmarsch nach den heimatlichen Garnisonen ein. Zunächst ging es zu Fuß nach Hamburg, dann per Bahn vorläufig nach der Hauptgarnisonstadt unseres Regiments, nach Minden.



Waffenstillstand.

Dort hatte unsere (13.) Division eine große Parade vor Ex. Majestät dem Könige, der auch Ex. Königliche Hoheit der Kronprinz, späterer Kaiser Friedrich III., General-Feldmarschall Wrangel, Prinz Friedrich Karl und viele Prinzen des königlichen Hauses beiwohnten.

Kamerad Ferdinand war am Paradedage etwas Patient und mußte deshalb in seinem Quartierdorse zurückbleiben. Er sollte dort etwas nach dem Rechten sehen, und war gewissermaßen auf Dorfswache, allerdings ohne Wachverbindlichkeit.

Die Sehnsucht, auf der Parade soviel Kameraden zu begrüßen, ließ ihm aber keine Ruhe. Er, der Gefreiter und Reservist mit naher Aussicht auf Entlassung war, die ganze Dienstzeit keine Strafe gehabt hatte, riskierte es, seines Bauern Mantel über die Uniform gezogen, dessen Schlapphut anstatt Mütze auf den Kopf gesetzt, 2 Stunden weit zum Paradesfeld auszukneifen. Bekannt mit den Verhältnissen, ging er hier von Kompagnie zu Kompagnie, wo er einen vertrauten Kameraden wußte und überraschte ihn mit seinem Gruß und Händedruck. Ich stand, weil abkommandiert, nicht in Reih und Glied und konnte so eine Zeitlang mit Ferdinand über seinen Geniestreich plaudern. Noch heute erzählt er in seiner humoristischen Weise gern darüber. Auch jetzt noch macht Ferdinand öfter viele Stunden lange Märche und Bahnreisen, um einen alten Bekannten aufzusuchen. Die meisten sind aber schon zur großen Armee abgerufen. Er hat aber dann meist die Freude, daß deren Kinder noch von Vaters Anhänglichkeit an den treuen Kameraden Ferdinand zu erzählen wissen.

Erst am 9. Dezember trat das Friedensverhältnis ein. Unsere Division blieb bis dahin um Minden herum konzentriert. Denn die Erledigung verschiedener Fragen erheischte oder gebot eine fortgesetzte Kriegsfertigkeit.

Ich erhielt anfangs Dezember einen bedingten 14tägigen Urlaub nach der Heimat.

Diese schönen Tage, welche schon durch die Freuden des Wiedersehens einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, sollten für mich eine besonders hohe Bedeutung gewinnen. Eine schon vor der Dienstzeit aufgekeimte, während derselben und im Kampf und Sieg brieflich ge-



Denkmünzen des schleswig-holsteinischen Krieges.

nächste Hoffnung erfüllte sich jetzt. Ich errang des Lebens höchsten Siegespreis, meine Lebensgefährtin.

Am 13. Dezember wurde ich definitiv entlassen und als der nächste Frühling in die Lande zog, führte ich sie als Gattin heim. Sie ist nun bald 43 Jahre meine gute Kameradin gewesen.

Mit meinen Erlebnissen von 1864 bin ich zu Ende. Meine Erinnerungen aus dem 1866er Feldzuge gebe im II. Teile dieses Büchleins wieder. Möge Beides freundliche Aufnahme finden!





1866.

Mobilmachung.

Kaum 1 $\frac{1}{2}$ Jahre nach meiner 1864er Entlassung zur Reserve wurde ich im Mai 1866 wieder zu den Fahnen gerufen. — Als ich im Frühjahr des Vorjahres heiratete, hatte mir mein Vater Gut und Geschäft übertragen. Im jungen Eheglück war mir vor einigen Monaten der erste Sprößling geboren. Weib und Kind und alles sollte ich nun verlassen, von neuem hineingehen in Tod und Gefahr, in den Bruderkrieg gegen die Kameraden, an deren Seite ich 1864 hatte kämpfen und siegen dürfen.

Fürwahr es war eine schwere Aufgabe, die wir zu lösen, ein bitterer Kelch, den wir zu leeren hatten. Unter all diesem inneren Druck, in all dieser Sorge, konnte es natürlich in meinem wenn noch so patriotischen Herzen nicht so rosig aussehen wie damals, als 1864 der Mobilruf erschallte. Und doch mußte geschieden sein. Das kleine Söhnchen auf dem Arm, konnte mir meine Frau nicht weiter bis vor die Tür unseres Heims das Geleite geben. Noch eine Umarmung, unter bitteren Tränen noch ein Abschiedskuß, dann stieg ich den Bergeshang hinan und winkte den vielleicht letzten Scheidegruß an die Lieben und ins heimliche Thal.

Im nahen Kirchdorfe (Herscheid) schloß ich mich den mit einberufenen Kameraden zur Wanderung nach dem 3 Stunden entfernten Bezirkskommando-Garnison-Orte (damals Attendorn, jetzt Siegen) an.

Noch war in unserer Gemeinde kein Kriegerverein, der wie 1870 mit wackender Fahne und unter dem Klange von ermunternden Abschiedsliedern uns bis an die Grenze der Gemeinde begleiten konnte. So zogen wir denn in trübester Stimmung über die Berge, mit jedem Schritt uns weiter von der heimlichen Scholle entfernend, manchen Seufzer zurücksendend.

Noch bitterer wie bei uns war die Stimmung in den Bezirken, in welche wir zunächst hineinkamen. Fanden wir doch an der Station (Zinnentrop), von welcher wir per Bahn nach der damaligen Garnison des 56. Infanterie-Regiments (Köln), welchem ich 1866 zugeteilt wurde, im Wartesaale das Gesicht des an der Wand hängenden Bildes unsers hochseligen Königs, nachherigen Kaisers Wilhelm I. mit Papier verklebt und dergl. Kundgebungen tiefster Mißbilligung über den Krieg mehr.

Wie bekannt, war kurz vor der Mobilmachung am 7. Mai 1866 durch den Studenten Blind ein Attentat auf Bismarck verübt. Dasselbe mißglückte und Blind erschoss sich darauf selbst. Aus dieser Veranlassung wurde, als wir in Köln — allerdings noch in Bluse oder Zivilrock — einzogen aus unseren Reihen gehungen: „Blind ist tot, Blind ist tot, Bismarck ist am Leben, das war schad, das war schad, daß er schoß daneben.“

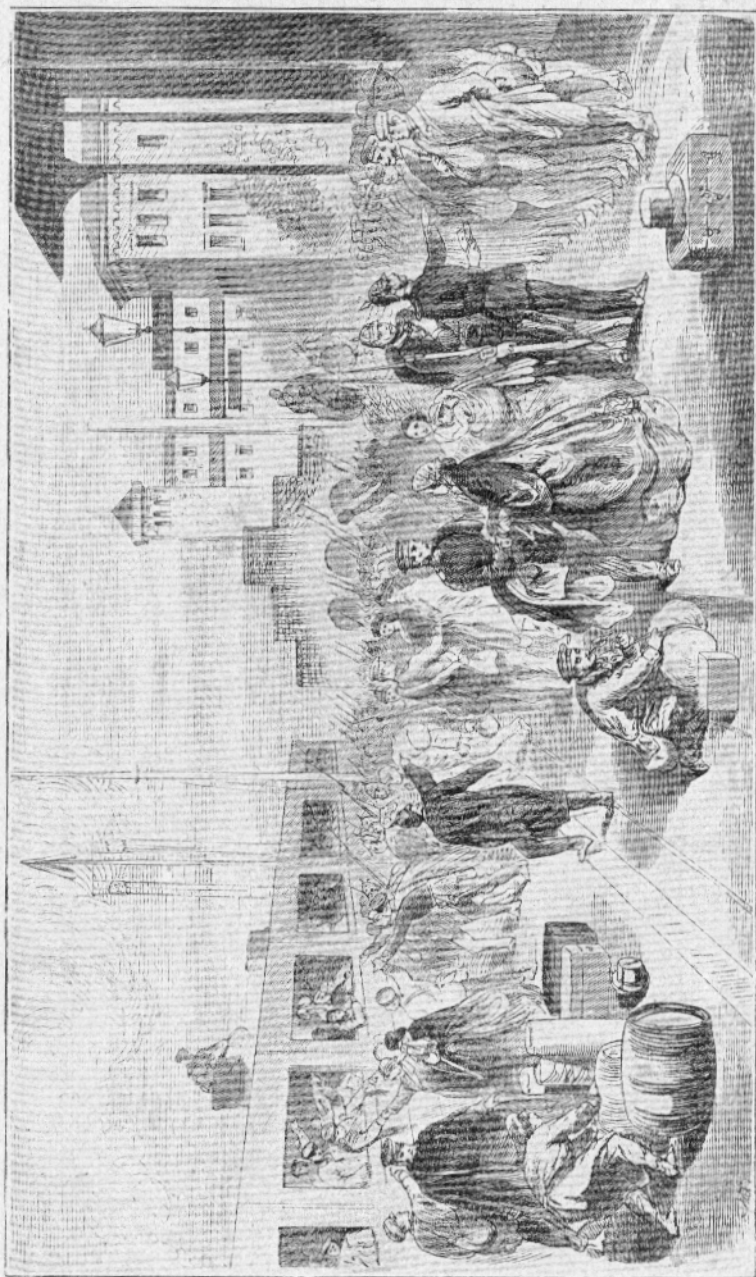
Des andern Tags wurden wir eingekleidet und allmählich nahm uns der Dienst so in Anspruch, daß jede andre Aeußerung verstummte.



Der Verfasser im Kreise seiner Kameraden.

Trotz der anfänglichen Widersprüche, welche in unserem Innern zu besiegen waren, trotz des Bruderkrieges bewährte sich die preussische Disziplin in diesem Feldzuge wieder glänzend. Ich hebe dies hervor, weil heutzutage oft die Meinung vertreten wird, mit dem von der

Reichstagstribüne oft prophezeiten „großen Kladderadatsch“ wäre es gefährlich. — Bedenklicher wie damals bei uns kann es niemals stehen. Wir kämpften nicht allein gegen die deutschen Brüder, auch gegen die Waffengefährten des vor kurzem zurückgelegten Feldzuges. Wie stark aber der kameradschaftliche Zug ist und wie innig der Kitt der Kameradschaft auf dem Schlachtfelde bindet, habe ich mehrmals erwähnt und weiß Jeder, der es zu tun gehabt hat. Und doch hat, wie wir im weiteren Verfolg des Feldzuges sehen werden und aus der Geschichte desselben wissen, Alles so herrlich geklappt, daß sich Sieg auf Sieg an unseren Fahnen hestete.



Stofabrik preussischer Meßerren 1866.

Auf dem Vormarsch.

Nachdem wir in Köln und Umgegend gehörig gedrillt waren, wie dies nötig war, um den Linien-Mannschaften, deren Reihen wir verstärkten, ebenbürtig zu werden, ging es Ende Mai per Bahn über Kassel nach Zeitz in Sachsen. Kurhessen hatte sich auf Seiten unsrer Gegner geschlagen. Dennoch passierten wir unbehelligt die Landes-Residenz. Einen kleinen Bahnunfall, der uns in Kassel passierte, wodurch einige Wagen aus dem Geleise gehoben wurden, zähle ich nicht dahin. Derselbe hatte, nebenbei gesagt, für mich das Gute im Gefolge, daß ich durch Thüringen hindurch in einem Abteil II. Klasse fahren durfte.

In und um Zeitz (bekanntlich preussisch Sachsen) lagen wir etwa 14 Tage in guten Quartieren. Ich hatte mir als Fourier ein solches in einem kleinen Hüttchen für meine höchstgeignete Person aussuchen können, mußte zwar mit Schlafen auf einer primitiven, zu einer Art Sofa hergerichteten Wandbank vorlieb nehmen, fuhr aber sehr gut dabei. Die Leuteen taten, was sie mir an den Augen absehen konnten, gaben zu meinen Rationen was sie konnten. Solcher aufopfernder Quartierleute erinnert sich der Soldat gern und als wir nach dem Feldzuge über Zeitz zurückkamen, benutzte ich einen Ruhetag, um dieselben zu besuchen, obwohl es mich 4 Beigestunden kostete. Man hieß mich herzlich willkommen und freute sich des Wiedersehens.

Auch um Zeitz herum mußten wir stramm exerzieren und Marschübungen machen. Auf diesen hatte ich oft die Ehre, an die Seite unsers Hauptmanns von Consbruch gerufen zu werden, um ihm zu erzählen, wie es 1864 in Schleswig war. Von den sich damals bei uns eingebürgerten Bequemlichkeiten wollte er jedoch noch nicht viel gutheißen. Es änderte sich dies aber, wie wir später sehen werden, sobald wir mal vor den Feind kamen.

Von Zeitz rückten wir Anfangs Juni nach Eilenburg, dicht an die königlich sächsische Grenze. Die ersten Marschtage nach dort brachten uns nach den denkwürdigen Ehrenfeldern der Schlachten bei Lützen 1632 und 1813. Hier kämpfte am 6. November 1632 (a. St.) König Gustav Adolf von Schweden gegen Wallenstein und starb dabei den Heldentod. Die zweite Schlacht bei Lützen fand am 2. Mai 1813 zwischen den Verbündeten und Napoleon statt und wird auch Schlacht bei „Großgörschen“ genannt. Wir lagen bei Großgörschen im Quartier und hatten hier Ruhetag. Ich habe denselben nach Möglichkeit benutzt, um die historischen Stellen aufzusuchen. So stand ich z. B. an dem Gedenkstein, welcher zur Erinnerung an die schwere Verwundung Theodor Körners, des Dichters von „Leyer und Schwert“ in einem Wäldchen südöstlich von Lützen (bei Reizen) errichtet wurde. Die Inschrift lautet: „Hier wurde Theodor Körner am 17. Juni 1813 schwer verwundet und gerettet.“ Andern Morgens kamen wir bei unserm weiteren Vormarsch auch an dem auf dem sogenannten Schwedenstein bei Lützen errichteten Gustav-Adolf-Denkmal vorbei. Unser Hauptmann ließ an demselben zu kurzem Ausruhen halten, sodasß jeder, der wollte, einen Augenblick an der Stelle, wo der tapfere Glaubensheld, von ihm im Nebel überfallenen feindlichen Kürassieren mehrfach getroffen, sein Leben aufhauchte, in Andacht verweilen konnte.

Die nächsten Tage gelangten wir nach Eilenburg. Dort blühte mir mein zweites bescheidenes Avancement. Ende des Feldzuges 1864 fand ich die kleine Anerkennung, zum Befreiten befördert zu werden. Jetzt hieß es: „Befreiten vortreten, die keine Strafen gehabt haben.“ Es traten mehrere vor. Da aber unter denselben ein Befreiter Lahme aus Lippstadt und ich die Schleswig-Holsteinschen Ehrenzeichen trugen, wurden wir beide vorgezogen und so brachte ich es denn glücklich zum Unteroffizier.

Das übliche Fäßchen Bier, was ich zu spenden hatte, war des vorigen Abends geleert, als wir andern Tags zum Gottesdienst und Abendmahl kommandiert wurden. Neben dieser kirchlichen Vorbereitung,



Ueberschreiten der Grenze beim Einmarsch.

die sich mit unauslöschlichen Lettern in mein Gedächtnis eingegraben hat, wurden Testament-Aufnahmen angeordnet.

Nurz darauf ging es zu erstem Tim eines frühen Morgens bei Wurzen über die feindliche sächsische Grenze. Am 16. Juni überschritten wir dieselbe, bemächtigten uns der Telegraphen-Verwaltung, zerstörten die nach dem Feinde zu belegenen Linien und fuhren dann die kurze Strecke bis Riesa an der Elbe mit der Bahn. Hier war die Eisenbahnbrücke über die Elbe gesprengt. Von Riesa ab war es mit der Eisenbahnfahrt vorbei. Von da ab hatten wir die Märsche bis vor Wien und nach geschlossenem Frieden, von da wieder zurück bis Reiz unausgesetzt zu Fuß zu machen. Im Gegensatz zu dem fast 1 Jahr dauernden kleineren 1864er Feldzuge waren wir trotz dieser langen Fußtouren in kaum 5 Monaten wieder in der Heimat. Ich habe es

oft gesagt, das Kriegen und Siegen ging 1866 so schnell, daß man sich kaum umsehen konnte. Unter Märschen bis zur höchsten Erschöpfung ging es auf dem Vormarsche stetig, so zu sagen, mit Siebenmeilenstiefeln nach vorne. Ein Glück, daß in Köln, Beiz, zc. die Zeit mit „Drainieren“ gehörig ausgenutzt wurde, sonst wären die vollbrachten Leistungen nicht möglich gewesen.

Da von einer friedlichen Ausgleichung nicht mehr die Rede sein konnte, erließ Se. Majestät der König von Preußen folgendes Manifest an das preußische Volk:

„An mein Volk!“

„In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach. Das Vaterland ist in Gefahr.

Oesterreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen.

Nur wenige Jahre sind es her, seit ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bruderhand reichte, als es galt ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhenden Bundesgenossenschaft führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil was Preußen frommt, Oesterreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen aufgelodert. Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, wir sind von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!“

Aber in meinem Volk lebt noch der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester denn je geeint an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. In sorglicher Voraussicht dessen habe ich seit Jahren es für die ernste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwicklung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich werden Wir, jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsre Grenzen deckt. Mit seinem König an der Spitze wird sich Preußens Volk in Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wäuhnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. — Dem Feinde gegenüber ist es

einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegensteht, um demnächst im Glück oder Unglück vereint zu bleiben.

Ich habe Alles getan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblick habe Ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen, und vielleicht schwere Bedrängniß wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben.

Wir müssen fechten um unsere Existenz. Wir müssen in einen Kampf gehen gegen die-

jenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich, das Preußen wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herunterstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Stehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschichte der Völker, den Lenker der Schlachten an.



Auf dem Marsche.

daß er unsre Waffen segne. — Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark sein, das Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern. Gott mit uns!"

Dieses Manifest führt uns die Vergangenheit, die Lage der damaligen Verhältnisse und die Entwicklung des Krieges in so deutlicher Sprache vor Augen und wirkt auch einen so prophetischen, sich in überaus herrlicher Weise erfüllten Blick in die Zukunft, daß man noch jetzt von Erstaunen und Bewunderung ergriffen wird, wie Alles sich so über damaliges Verstehen gefügt hat. Wir fühlen es aus den Worten des

hochseligen Königs heraus, — es mußte ein 1866 kommen, ehe ein 1870 die deutschen Staaten in Einigkeit gegen den Erbfeind gewappnet finden konnte und ein deutsches Kaiserreich errungen wurde. 1864 war der Grundstein gelegt, 1866 wurde das erste Stockwerk vollendet und 1870/71 das zweite aufgesetzt und der Bau unter Dach gebracht, welcher noch jetzt jedes echten Deutschen Stolz und Freude ist und in aller Zukunft bleiben möge.

Doch zurück zu unserem Vormarsch in Feindesland. Nachdem wir von Nieja aus einige anstrengende Marchtage gehabt hatten, winkten uns bald darauf eines späten Nachmittags als wir von Morgens früh auf den Beinen gewesen und sehr ermüdet waren die Thürme der sächsischen Residenzstadt Dresden.

Die sächsischen Truppen hatten dieselbe ohne Schwere streich geräumt, um sich in Böhmen mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Wir wußten dies und hofften, uns in dem schönen Elb-Atthen, welches wir, als wir im hellen Sonnenscheine auf einer kleinen Abhang herunterführenden Straße darauf zurückten und wohl überschauen konnten, mal recht güttlich tun zu können. Leider hatten wir davon nur den schönen Anblick. Vom Einmarsch bis zum Ausmarschtor ging es ohne Aufenthalt hindurch. Obwohl bei klingendem Spiele, welches oft dem ermüdeten Soldaten die Beine wieder flink macht, vermochte dies und die herrliche Stadt die müden Glieder nicht zu bezaubern. Im Gegenteil, die Enttäuschung wirkte so niederdrückend, daß jenseits der Stadt mancher marode in den Chaussee-Graben sank. Ich war nicht unter diesen, aber ich muß gestehen, daß mir auch etwas wackelig zu Mute wurde. Es ist mir nie eingefallen, die Maßnahmen höherer Vorgesetzter zu kritisieren und ich gebe gern zu, daß auch in diesem Falle höhere Rücksichten den Ausschlag gegeben hatten. Aber so urteilten wir, die



große Residenzstadt hätte unserem Korps ohne Bedrängnis eine Nacht Unterschlupf geben können. Statt dessen mußten wir $\frac{1}{2}$ Stunde jenseits und im Angesicht derselben in einem großen Park bivakieren und konnten so recht über den Reim nachdenken „Es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein.“

Vor Wien, was wir doch im blutigen Siegeslauf so gut wie erobert hatten, ging es uns noch schlimmer.

Wir mußten 2 Stunden vor der kaiserlichen Residenz umkehren und uns damit abfinden, wenigstens dessen Stephansturm gesehen zu haben. Hier geboten die Friedensverhandlungen „Halt.“

Wir haben ja auch 1870/71 gesehen, welche Energie unsere Heeresleitung entwickeln mußte, um nur einzelnen Abteilungen von Regimentern die Ehre des „Einzugs in Paris“ zu erringen. Auch hier hieß es, nicht herbergen, nicht fouragieren, sondern gleich wieder ausmarschieren. Die nachstehende Proklamation des Führers unserer Erbarmee, die wir beim Durchzuge von Dresden noch nicht kannten, läßt unser damaliges Urtheil über zu große Rücksichtnahme etwas mildern. Sie lautete:

„An das sächsische Volk!“

„Sachsen! Ich ziehe in Euer Land ein, nicht aber als Euer Feind, denn ich weiß, daß Eure Sympathien nicht zusammenfallen mit den Bestrebungen Eurer Regierung. Sie ist es gewesen, die nicht eher geruht hat, als bis aus dem Bündnis von Oesterreich und Preußen die Feindschaft beider entstanden, sie allein ist die Veranlassung, daß Euer schönes Land zunächst der Schauplatz des Krieges werden wird. Aber meine Truppen werden Euch in demselben Maße als Freunde, gleichwie als Einwohner unseres eigenen Landes behandeln, als Ihr uns entgegenkommen und bereit sein werdet, die nicht zu vermeidenden Lasten des Krieges zu tragen. In Eurer Hand also wird es liegen, die Leiden des Krieges zu mildern und die Bestrebungen zu vereiteln, die so gern ein Gefühl von Feindseligkeit den verwandten Stämmen einimpfen möchten.“

Der Königl. Preuß. General der Infanterie und kommandierende General gez. Herwarth von Bittenfeld.

Die Ereignisse in Hannover und Kurhessen.

Zunächst müssen wir unseren Blick aber einmal nach Norddeutschland wenden, wo die ersten preußischen Schläge wie ein schweres Wetter auf das überraschte Hannover und Kurhessen herabjausten. Weder in Hannover noch in Kurhessen hatte man den Ernst der Lage erfaßt. Trotzdem Bismarck seit April den beiden Staaten den Abschluß eines Neutralitätsvertrags nahegelegt hatte, in welchem Fall er ihnen die Unabhängigkeit auch im neuen Bunde gewährleisten wollte, hatten sie sich auf nichts einlassen wollen. Man reizte nun zwar Preußen, indem man vereinzelt Befehle zu Rüstungen ergehen ließ, aber man dachte nicht daran, daß nur die allerenergischsten Vorbereitungen im Stande wären, Preußen gegenüber irgend etwas auszurichten.

In Hannover ahnte man wohl, daß man durch die Abstimmung vom 14. die Gefahr des Krieges auf sich beschworen hatte; aber wer

hätte sich's träumen lassen, daß die Preußen mit solch ungemüthlicher Schnelligkeit vorgehen würden! Da überbrachte der preussische Gesandte Prinz von Hsenburg am 15. Juni die Commation. In diesem Augenblick erst wurde den keineswegs kriegsbereiten Truppen der telegraphische Befehl in alle Garnisonen geschickt, so wie sie gingen und standen, nach dem Süden des Königreiches, nach Göttingen, abzurücken. Die für die Mobilmachung nötigen Vorräte, insbesondere die Munition lagen aber in Stade. Pferde für die Bespannungen der Trains waren fast nicht vorhanden, weshalb die Infanterie-Fuhrwerke notgedrungen zu Hause bleiben mußten. Vor die im Artillerie-Depot stehenden 10 Geschütze wurden die Pferde des königlichen Marstalles gespannt; sonst hätte man sie ebenfalls stehen lassen müssen. Intendantur und Medizinalwesen

konnten nur sehr mangelhaft, Feldspitäler gar nicht eingerichtet werden. Trotz dieser traurigen Zustände bei der Armee hielt aber der blinde Welfenkönig Georg V. an seinen Ueberzeugungen fest. In der Annahme der preussischen Bundesreform erblickte er eine Herabwürdigung der von Gott ihm verliehenen Kronrechte.

Während nun im Schlosse zu Herrenhausen noch Erwägungen und Beratungen stattfanden, herrichte in der Stadt Hannover die größte Aueregung.

„Krieg, Krieg gegen die Preußen!“ schrieen die einen und begleiteten jubelnd die abziehenden Truppen. „Seid klug, Bürger! Laßt uns neutral bleiben!“ riefen die

König Georg von Hannover.

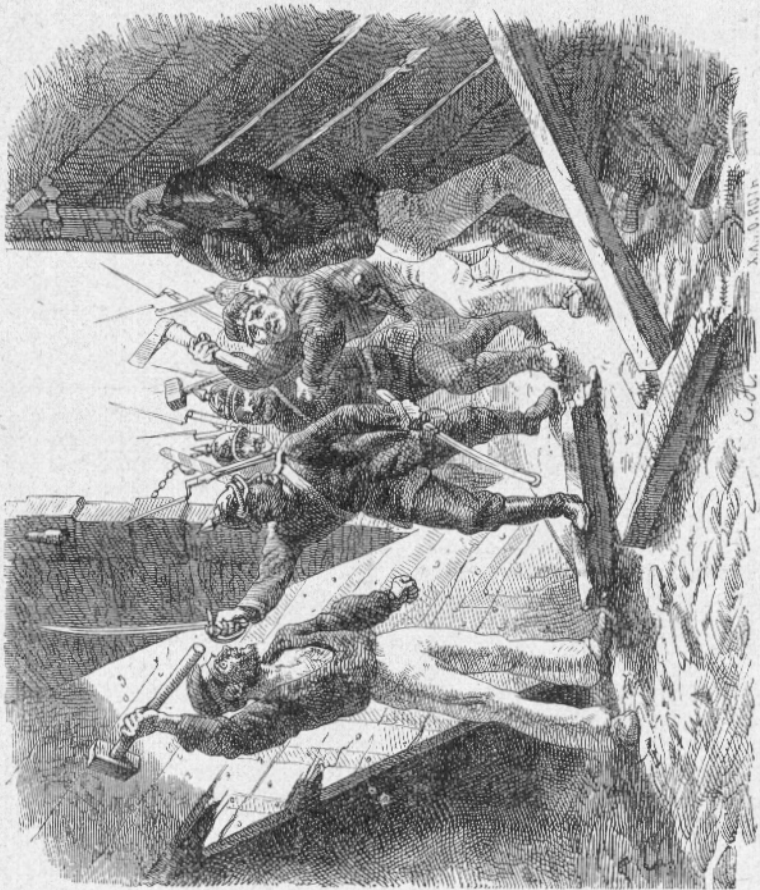
anderen. Im Ständehaus stellte soden der Abgeordnete Rudolf von Bennigsen den Antrag auf Ministerwechsel, Entwaffnung und Neutralität. Dazwischen schmetterten die Fansaren der abziehenden Garde du Corps und Garde-Mürassiere. Da traf eine Depesche ein: „Eine preussische Division steht in Minden marschbereit und kann in wenigen Stunden die hannoversche Grenze überschreiten.“

„Auf tapfere Hannoveraner, bewaffnet euch, weist die frechen Eindringlinge ab.“ Viele junge Leute folgten diesem Rufe, schlossen sich den Truppen auf dem Abmarsch an und traten als Freiwillige zu den Fahnen.

Auders dachten die besonnenen Väter der Stadt. Eine Deputation der Stadtbehörden begab sich nach Herrenhausen, um den König

zu einer Politik in preussischem Sinne zu veranlassen. Die Antwort lautete: „Unmöglich. Als Christ, Monarch und Welt muß ich dies ablehnen.“

Unterdeß wollte der hannoversche Minister des Aeußern, Graf Platen, durch Verhandlungen mit dem Prinzen Hsenburg einen Aufschub erlangen. Schon war Mitternacht gekommen und damit der letzte



Erkürmung der Festung Stade.

Termin der Antwort abgelaufen. Auch gestand der Minister zu, daß die Antwort nur ablehnend ausfallen könne. „Es läßt sich jedoch immerhin noch weiter verhandeln, denn —“

„Exzellenz, die Nichtannahme unserer Forderungen schließt jede weitere Verhandlung aus. Im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen erkläre ich hiemit an Hannover den Krieg.“

Damit war alles aus.

Hannover war von preußischen Truppen umzingelt, die nur der entscheidenden Telegramme warteten. Für den Geist der Offensive, von dem Preußens Generale erfüllt waren, ist charakteristisch eine Depeche die Manteuffel, der Oberkommandierende in Holstein, am 15. Juni nach Berlin richtete:

„Ich kann morgen sofort mit meinem Corps bei Harburg über die Elbe gehen und rolle Hannover auf; heute entscheidet allein rechtzeitig gebrauchtes Schwert; diplomatische Verzögerung gefährlich; telegraphieren Euer Majestät gnädigst nachher, ich würde vor ein Kriegsgericht gestellt; dann ist politische Stellung gewahrt; ich handle; militärischer Effekt ist da.“

Seinen Worten folgte die Tat. Am 16. Juni mit dem frühesten Morgen besetzte die preußische Avantgarde Manteuffels die hannoverische Stadt Harburg; am 16. folgte das Gros seines Corps, und dann wurde sofort der Vormarsch gegen Hannover selbst angetreten. Da sich die Schleswig-Holsteiner trotz ihrer augustenburgischen Gesinnungen ruhig verhielten, so genügte es, in den Herzogtümern 5000 Landwehrleute stehen zu lassen.

Schon am 18. Juni 1866 konnte Manteuffel den ersten kriegsriechen Erfolg nach Berlin telegraphieren. Am Abend des 17. schifften sich nämlich die Füsilier der 25er unter Oberstleutnant von Cranach auf den preußischen Kanonenbooten Lorelei und Cyclop sowie auf einem Privatdampfer in Harburg ein, fuhren die Elbe abwärts bis Twidenfleth, stiegen dort aus Land und drangen gegen die 9 Kilometer entfernte hannoverische Festung Stade vor, dessen Tore man verschlossen fand.

Die mit Brecheisen versehenen Matrosen öffneten den Verschluss, wobei sich besonders der mit einem mächtigen Hammer bewaffnete Heizer der „Lorelei“ auszeichnete, und der Oberstleutnant von Cranach stürmte an der Spitze seines Bataillons in die Festung. Auf dem Markte stießen die vordringenden Preußen mit einer Abteilung hannoverscher Besatzung zusammen. Der Aufforderung des Oberstleutnants von Cranach, „die Waffen niederzulegen“, leistete der kommandierende hannoverische Offizier keine Folge, sondern gab Befehl, das Bajonett zur Attacke zu fällen, worauf denn die preußischen Füsilier Feuer gaben. Zu demselben Augenblicke schoß man aus einem Hause auf die Preußen, und ohne Zweifel würde der Tag blutig geendet haben, wäre nicht ein hannoverscher Stabsoffizier erschienen, welcher ersuchte, das Feuer einzustellen, die Kapitulation der Besatzung ankündigte und sofort das Niederlegen der Waffen befahl. Es wurde Halt gemacht, Offiziere und Soldaten traten zusammen. Erstere erhielten die Erlaubnis, mit allen Ehren und Beibehaltung ihrer Waffen die Stadt zu verlassen, den Mannschaften wurden die Waffen abgenommen und jeder Einzelne in die Heimat geschickt. Die Beute nach der kühnen Tat bestand wieder in großen Vorräten von Militärbedürfnissen aller Art, außerdem fielen 21 gezogene Geschütze, 8 Haubitzen, 6 Mörser und verschiedene andere Kanonen, sowie 14,000 neue gezogene Gewehre in die Hände der Preußen, desgleichen die ganze Feldausrüstung der Armee, darunter 800 Wagen.

Unterdessen rückten die Massen des Manteuffelschen Corps unaufhaltsam gegen die Stadt Hannover weiter, und von Minden und Weylar aus drangen andere Truppen gegen das vollständig überraschte

Königreich vor, um sich hier die Hand zu bieten. Am 14. Juni abends fand die Division Göben noch bei Minden. Am 17. abends traf sie — an ihrer Spitze General von Falkenstein — nach zwölfstündigem Marsche in Hannover ein und besetzte, ohne Widerstand zu finden, diese Stadt, die der Hof, nachdem er seine Privatgelder und einen belangreichen Teil der Landesichätze über einen Nordseehafen nach England in Sicherheit gebracht hatte, verlassen hatte, um seinen Truppen nachzueilen. In Göttingen war er zu diesen gestoßen. —

Ebenso wie der König von Hannover hatte sich der eigensinnige Kurfürst von Hessen-Cassel auf die Seite Oesterreichs gestellt, obwohl am 15. Juni sein Landtag mit 35 gegen 14 Stimmen den Frankfurter Bundesbeschluß vom 14. für ungesetzlich erklärte und die Geldbewilligung für eine Mobilmachung ablehnte. Wie trotzdem der Kurfürst die durch den General Rödter ihm vorgelegte preussische Forderung beantworten werde, sollte sich bald herausstellen.

Marschbereit lag schon am 15. Juni abends bei Weklar nahe an der heßischen Grenze die vollzählig versammelte preussische Division Beyer. In größter Auiregung spazierten die Bürger von Weklar in ihren Straßen und vor den Thoren, von denen man die Wachtfeuer beobachten konnte, auf und ab. Bei allen Gruppen, in sämtlichen Wirtshäusern, überall wurde von nichts anderem gesprochen als: „Nimmt der heßische Kurfürst an oder nicht?“ Langsam vergehen die Stunden; die Spannung der Gemüther hat den höchsten Grad erreicht. Da



General Bogel von Falkenstein.

schlägt's vom Dom 12 Uhr durch die Nacht. Kaum ist der letzte Schlag verklungen, so vernimmt man den hellen Schall der Trommeln und den schrillen Ton der Pfeifen. Der Kurfürst hat also abgelehnt! Die Truppen rücken jetzt heran, in der Stadt spielen die Musikkapellen, und mit den Klängen des Preußenliedes vereinigen sich die Hurras und Hochs der ihre abmarschierenden Landsleute noch ein Stück begleitenden Weklarer. Dann wird es still; der Kriegsmarsch beginnt; man nähert sich der Grenze. Am 16. Juni nachts 2 Uhr wird dieselbe überschritten. Am 17. gelangte die preussische Avantgarde bis Melungen an der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn, fand dort einen leeren Zug, bestieg denselben, fuhr nach Guntershausen, nahm hier ein heßisches Truppen-detachment gefangen und erbeutete viel Material. Am 19. Juni abends rückte General von Beyer mit einer preussischen gemischten Brigade in Cassel ein. Der Kurfürst hatte in aller Eile seine noch in der Hauptjache auf Friedensfuß stehenden Truppen südlich über die Grenze geschickt, war aber selbst in unglaublicher Verblendung und Verleugung

der Verhältnisse auf seinem Schlosse zu Wilhelmshöhe sitzen geblieben. Dort lehnte er einen nochmals ihm von Preußen gestellten Bündnisvorschlag ab und wurde daher als Kriegsgefangener zuerst nach Minden und dann nach Stettin verbracht.

Ueber die böhmische Grenze.

Nach dieser kurzen Schilderung der Ereignisse bei der Malnarmee nun wieder zurück zum Selbsterlebten. Das Bivak in der molligen Sommernacht bei Dresden, wobei es an reichlichem Proviant nicht fehlte, hatte aber doch unsere Glieder wieder aufgerüttelt, auch unsere Unzufriedenheit etwas besänftigt und andern Morgens ging es frischen Mutes elbaufwärts, an der jungfräulichen kleinen Feste „Königstein“ vorbei, durch die sächsische Schweiz auf Stolpen zu und 2 Tage später überschritten wir die böhmische Grenze. Hier ging es durch die Engpässe des böhmischen Erzgebirges hindurch, ohne besonderen Widerstand zu finden bis kurz vor Münchengrätz.

Bei dem Vormarsche durch diese Engpässe kam uns schlichten Soldaten oft der Gedanke, wenn die Oesterreicher oder Sachsen uns hier den Weg verlegen, sind wir irretbar verloren. Links und rechts hohe Felswandungen, durch die sich nur ein Bergfluß und eine schmale Straße schlängelte. Vor uns stand, wie der bekannte militärische Schriftsteller Hans von Wachenhusen über den Einmarsch der Elbarmee schreibt, die ganze böhmische Nordarmee, deren Aufstellung und Pläne so mysteriös waren, daß man mit Recht an irgend eine Teufelei glaubte. Je weniger diese Pläne zu durchschauen waren, je mehr wuchsen die Gerüchte. Eine der ersten, welche uns beim Uebersteigen der waldigen Pässe erreichten, und zwar ziemlich verbürgt, war, daß sämtliche österreichische Forstbeamte angewiesen seien, hinter unserer Armee die Pässe durch Fälln der Wälder zu verhauen und uns so der Verbindungs- und Rückzugslinie zu berauben.

Am 25. Juni waren wir also glücklich in den böhmischen Talfessel hinabgestiegen und zwar mit Erreichung des Städtchens Gabel.

Um gegen die vorstehenden eventl. feindlichen Vorkehrungen gewappnet zu sein, wurde, wie von Wachenhusen weiter schreibt, die Verbindungslinie für die Elbarmee weiter östlich und zwar über Löbau, später Zittau gelegt. Da diese Linie aber auch die I. Armee des Prinzen Friedrich Karl benutzen mußte, waren wir als später Gefommene, Stiefkinder, besonders da durch die Veränderungen zc. unsere Verpflegungsstrains und ihre Transporte auf der Eisenbahn Verzögerung erlitten.

Unsere aus 50—60 000 Mann und ebensoviel hungrige Magen bestehende Elbarmee mußte deshalb auf dem ununterbrochenen Vormarsch ihren Unterhalt durch Requisition beschaffen. Bei den meist sehr armen Landbewohnern war dies keine kleine Sache. Bei unserer Kompagnie waren bloß der schon genannte Unteroffizier Lahme und ich kriegsgeübt und da unser Hauptmann glauben mochte, wir könnten uns am besten darin finden, wurden wir längere Zeit zum Requisitionskommando befohlen. Ich habe dabei erfahren, was es zu bedeuten hat, wenn man verpflichtet ist, in armer dünnbevölkerter Gegend für so und so viel der

Kameraden das dringend Nöthigste zu beschaffen. Hier von aber hängt die Streifsfähigkeit einer Truppe ab. — Dester's habe ich einer kleinen Rötter-Familie die einzige Kuh aus dem Stalle nehmen müssen, ob auch das Herz dabei blutete. — Ich erinnere mich aber auch dessen gern, daß man wohl mal dem Bitten und Händeringen nachgeben konnte. Manchem alten Mütterchen habe ich das Letzte gelassen. Ich erinnere mich noch, wie einmal ein solches Mütterchen, welchem ich die Kuh wieder einstellen ließ, mir aus Dank dafür erzählte, daß der benachbarte Bauer seine Herde zur Verheimlichung in den nahen Wald getrieben hatte und hier wurde meine Nachsicht mit der alten, armen Frau durch Erbüdung einer mehrfachen Viehzahl belohnt.

Einmal hatte ich auch bei einem böhmischen Geistlichen zu requirieren. Auch er hatte nur eine Kuh im Stall. Er schien aber eine gute Brürde zu haben. Wahrscheinlich um uns zu veranlassen, ihm die Kuh zu lassen, kredenzte er uns reichlich Speise und Trank. Solch guten Tropfen hatten wir lange nicht genossen. Zu unserm Bedauern mußten wir aber die Kuh doch mitnehmen. Hoffentlich hat er es uns hoch angerechnet, daß wir uns nicht bestechen ließen, sondern die Pflichterfüllung höher stellten, wie die ihm für die Bewirtung schuldige Dankbarkeit.

Sturz nach Ueberwindung der engen Gebirgspässe war unsere Verbindung mit der Prinz Friedrich Karl Armee hergestellt, ebenso die mit

der Kronprinzlichen Armee, welche von Schlesien heranrückte. Beide Befehlshaber erließen bei ihrer Grenzüberchreitung eine Proklamation an ihre Truppen. In der des Prinzen Friedrich Karl heißt es, unter Weglassung des Eingangs:

„Soldaten! Heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eigenes Land zu schonen. Unser Anfang sei mit Gott! Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Tut wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: „Laßt Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind.“ In diesem Kriege handelt es sich — Ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres teuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochener Massen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme



Gastfreundschaft.

von Blut, welche Eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und in den Befreiungskriegen, wie jüngst auf Düppel und Alsen dahingegeben haben, sollen sie umsonst geflossen sein? Nimmermehr! Wir wollen Preußen erhalten, wie es ist und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig sein und Preußens Waffen segnen wolle. Und nun vorwärts mit unserem alten Schlachtrufe: Mit Gott für König und Vaterland! Es lebe der König!“

Der General der Kavallerie
gez. Friedrich Karl.

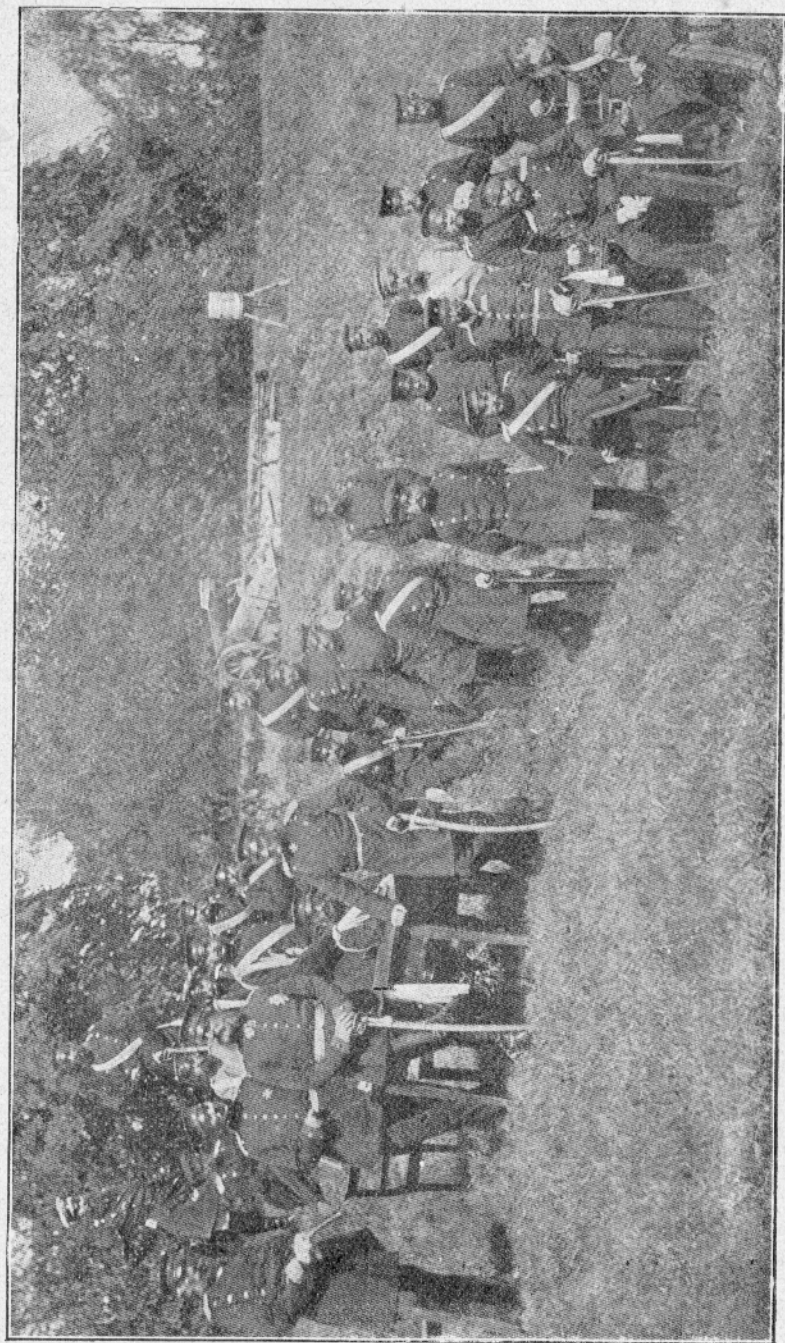
Am Kürzesten, aber nicht weniger eindringlich, ist die Proclamation des Kronprinzen gehalten. Dieselbe möge gleich hier folgen: „Soldaten! Zum erstenmal seit über 50 Jahren steht unsre Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kraft, auf unsre bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, daß es gilt, denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preussischen Lozung „Mit Gott für König und Vaterland.“

Die Vereinigung mit der Prinz Friedrich Karl-Armee.

Daß der Vormarsch und die Vereinigung der drei preussischen Armeen zur rechten Zeit gelang, ist dem strategischen Talent des großen Moltke und den ihren Aufgaben vollkommen gewachsenen Heerführern zu verdanken.

Wir konnten wirklich stolz auf unsere Oberkommandierenden sein. Wenn der Soldat in felsenfestem Vertrauen zu ihnen und seine ihre Befehle ausführenden höhere und niedere Vorgesetzten emporblickt, im wahren Sinne des Wortes für sie durchs Feuer geht und sie umgekehrt sich auf ihre Streiter verlassen können, ist dies gleichsam schon ein halber Sieg. — Da hatten wir zunächst den großen Strategen und Schlachtendenker Moltke, dessen Prinzip „Getrennt marschieren und vereint schlagen“ gerade in diesem Feldzuge so glänzend ausgeführt wurde, daß die Oesterreicher vollständig überrascht waren, als alle drei Armeen, fast wie aus dem Boden gestampft, von links, von rechts und aus der Mitte auf sie einhieben und sie zuletzt umklammerten.

Der Name des Führers unserer Elbarmee, Herwarth von Bittenfeld, hatte von jeher einen guten Klang. Er war ein unter den Waffen ergrauter Krieger und Veteran des Befreiungskrieges 1813—15. Durch seine kühne Eroberung der Insel Alsen hatte er sich noch vor kurzem hervorgetan. Die Führer der beiden anderen Armeen, der Kronprinz, schon damals „Unser Fritz“ genannt und der schneidige Reiter-General Prinz Friedrich Karl, „Altiät vörup“ (Allzeit voran), wie wir ihn 1864 nach schleswighischen Dialekt nannten, waren auch schon Kriegsgesicht. Unter den anderen Generalen traten besonders der alte Löwe Steinmetz, auch ein Veteran der Freiheitskriege, von Franseck und andere hervor. Bei der Main-Armee war es namentlich unser 1864er Aufgabe-Kommandeur von Göben, auch ein alter Veteran, neben ihm



↑
Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Stabe in Meise 1866.

Vogel von Falkenstein, von Manteuffel und viele rühmlichst bekannte Namen mehr, die Jeder, der unter ihnen gefochten, mit Ehrfurcht nennt. — Alle sind sie nun schon zur großen Armee abgerufen. Aber ihr Geist lebt fort in der deutschen Armee und vom höchsten Offizier bis zum gemeinen Soldaten wird in aller Zukunft wie immer der heilige Schwur erschallen: „Was die Alten errungen, wo sie Gut und Blut drum ließen, das wollen wir Jungen, mit Eisfaust umschließen.“ Im Vertrauen auf Gott und auf unsere Führer, auf unsere Kraft und unsre Waffe zogen wir trotz der im Eingang erwähnten Mißstimmung mit einem gewissen Siegesbewußtsein in die uns nun bevorstehenden Schlachten.

Prompt, wie es Morfke angeordnet hatte, gelang die Vereinigung unserer von Sachsen heranzückenden Elb-Armee, mit der Prinz Friedrich



General Gerwarth von Bittensfeld.

Carl-Armee am 27. Juni bei Hünernwasser und Gitschin. Inzwischen war auch die Kronprinzliche Armee von Schlesien her mit so unerwarteter Plötzlichkeit herangerückt, daß die Oesterreicher, welche glaubten, es nur mit den von Sachsen einmarschierenden Korps zu tun zu haben, vollends in Verwirrung gerieten.

Die Vereinigung, der Prinz Friedrich Carl und Elb-Armee kostete uns bei Hünernwasser, der Ersteren bei Gitschin und Podol ein ernstes Gefecht. Speziell unser Bataillon stieß am gleichen Tage bei Böhmisch-Micha zuerst auf den Feind. Dort verlor es seinen ersten

Toten. Im Ganzen waren die Verluste unseres Regiments am 27. gering. Am 28. ging es in die Schlacht von Münchengrätz. Am frühen Morgen dieses Schlachttages hätte ich mir bald meine erste Strafe eingeholt.

Wie ich schon erzählt habe, frug unser Hauptmann mich öfters, wie es in Schleswig gewesen sei. Ich konnte aus den Gesprächen merken, daß er vieles von dem Garnisondienst Abweichenden, was ich ihm berichtete, billigte. So fühlte ich mich denn etwas über den Garnisondienst erhaben. In Schleswig hatten wir nun die Erfahrung gemacht, daß es viel zweckmäßiger war, die Rochgeschirre nach dem Abkochen in dem schwarz geschwälten Neußern zu belassen, statt dieselben durch jedesmaliges wieder blank schenern, dem Rosten und der größeren Abnutzung auszusetzen, wie es bei Manövern und Felddienstübungen üblich war. Obwohl mir der Hauptmann bei solchen Anspielungen auf die der Erfahrung abgewonnenen Gebräuchen aus dem vergangenen Feldzuge

einige Male geantwortet: „Wir sind noch nicht im Kriege“, meinte ich doch, daß es wieder ins praktische Kriegsleben überging. Selbst der Erste, hatte ich den Leuten meiner Korporalschaft, nachdem am 27. das erste Blut des Feldzuges geflossen war, erlaubt, die unnötige und dem Geschirre schädliche Arbeit des Blauputzens zu sparen. Am Morgen des 28., als wir eben angetreten waren, inspizierte der Hauptmann vom rechten Flügel her die Glieder, um zu sehen, ob alles in Ordnung



WELCH ADOMEN.

sei. Die rechts neben der meinigen stehende Korporalschaft hatte die Kochgeschirre vorschriftsmäßig geputzt. Am rechten Flügel bei mir angekommen, erblickte er plötzlich lauter schwarz angelaufene Kochgeschirre. Eben wollte er mich dieserhalb zur Rede stellen, da kam der Major angeritten und kommandierte: „Die Kompagnie aufgeschlossen, Marsch!“, sodaß der Hauptmann vor die Front eilen mußte. Hätte er weiter inspizieren können, wäre an meine Leute ran gekommen und hätte von diesen gehört, daß ich der Urheber der vermeintlichen Unsauberkeit

war, stand mir wahrscheinlich eine empfindliche Strafe bevor. — Anders Tages hatte ich die Genehmigung, daß vom Regiment befohlen wurde, die Hochgeschirre nach dem Abkochen nicht mehr zu putzen. Möglicherweise war von meinen Erzählungen an den Hauptmann nach oben etwas durchgeickert, oder unsere 1864er Erfahrungen hatten sich hier selbst schon den Weg bereitet.

Unser Bataillonskommandeur hielt am Morgen dieses Tages eine auf den am vorigen Tage gefallenem ersten Kameraden hinweisende ergreifende Ansprache.

Die Schlacht von Münchengrätz.

Auf dem Marsche nach Münchengrätz ging es eilig von statten. Nur einmal, bevor wir das Gefechtsfeld gegen Mittag erreichten, wurde kurz Halt gemacht, links vom Wege auf ein Feld getreten, die Gewehre zusammengefaßt und zu einem Feldgottesdienst angetreten.

Es war der kürzeste Gottesdienst, dem ich in meinem Leben beigewohnt habe. Der Divisionsprediger ritt zwischen die in Kolonnen stehenden Truppen und hielt vom Pferde aus seine Predigt, ebenfalls die kürzeste, die wohl je gehalten worden ist.

Mit nur ein paar Worten wies er einleitend auf den Ernst der bevorstehenden Stunden hin und faßte seine ganze Predigt in die Worte zusammen: „Auf Gott vertraut und brav zugehaut.“ „In Gottes Namen, Amen!“ Wenn auch wenige Worte, an solcher Stelle ausgesprochen, vergißt man sie nie.

Gleich darauf waren wir an der diesseits des Hauptplateaus, auf welchem die Stadt Münchengrätz liegt, vorbeirauschenden Isar angelangt.



Der erste feindliche Tote.

Die über dieselbe führende Holzbrücke stand in Flammen. Da es galt, den an anderen Stellen übergegangenen bei Münchengrätz schon in die Feuer stehenden Truppen zu Hilfe zu eilen, durften wir nicht warten, bis eine Pontonbrücke geschlagen war. So gab es denn einen verkleinerten Uebergang nach Alsen. Nicht aber, wie damals in Booten, denn dazu war das Wasser zu leicht und zu reizend. — Wir mußten durchstiefeln und dann ging es, bis an die Hüfte durchnäßt, das hohe, renseitige, felsige Ufer hinauf. Oben angekommen, lag am Wege der erste feindliche Tote, den wir sahen.

Ich hatte ja schon manchen Gefallenen gesehen, aber auch hier konnte ich mich des tiefen Eindrucks, den der erste Anblick eines solchen macht, nicht erwehren. Das Gefühl, daß es einer unserer deutschen Brüder war, der da von unseren Kugeln dahingerafft, mochte diesen Eindruck

noch
ver=
schär=
fen.
Doch
im
Felde
heißt
es:
„Weß
mit
aller
Sent=
ment=
lität!“
hate
doch
den
vor=
gen
Tag auch
der Erste
von unse=
ren Kamera=
den sein Leben
aushauchen
müssen. Jetzt
war er, wie der
Bataillons=
kommandeur am
Morgen in seiner
Ansprache dazu
angefeuert —
gerächt.

Aber das brü=
derliche Gefühl
wollte uns nur
einmal nicht ganz
verlassen. Gleich
nachher hatten
wir Gelegenheit,
im Eindrücke des=
selben zu handeln.

Ich hatte mit einem Zuge ein Roggenfeld abzuatrouillieren und überraschte dabei einige in demselben versprengte Oesterreicher. Dieselben nahmen ob unserer Uebermacht Reißaus und suchten über die



Kampfszene.

Mauer eines im Außenbezirk der Stadt liegenden Gehöfts zu entkommen. Dieselbe war aber zu hoch und sie mußten der Mauer entlang laufen bis zum Ende derselben. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, sie niederzuknallen. Obwohl sie unserem Rufe „Waffen weg“, wahrscheinlich weil sie denselben nicht hörten, nicht wie es sich gehörte Folge leisteten, haben wir, weil sie keine Gegenwehr leisteten, keinen Schuß auf die paar Kerls abgegeben. Ließen sie ja doch unseren schon in die Stadt vorgerückten, andern Kameraden in die Hände. In der Schlacht bei Königgrätz handelte, wie wir später sehen werden, unser Regimentskommandeur gegen einzelne auf dieselbe Weise.

Die Hauptarbeit in der Schlacht bei Münchengrätz fiel unserem 1. und 2. Bataillon und anderen Truppenteilen zu. Wir avancierten im Mittelpunkt auf die Stadt zu und waren, da diese inzwischen geräumt war, durch diese vor dem feindlichen Artilleriefeuer, welches auch wohl die offene Stadt schonen wollte, ziemlich gedeckt.

Das 2. Bataillon dagegen, welches leider vor der Stadt auf offenem Felde vorzugehen hatte, wurde mehrmals mit Artilleriegeschossen überhäuft. Da die feindliche Infanterie aber schon zurückgeworfen war, waren auch bei ihnen die Verluste verhältnismäßig gering.

Wie schon gesagt, war die Stadt geräumt. Nur einige Nachzügler, die sich in den Häusern verirrt — oder gedrückt hatten, fanden wir noch vor und die ergaben sich wehrlos. Ich machte mit meiner Abteilung noch 12 derselben zu Gefangenen. Als ich dieselben an meinen Truppenteil abliefern, hatte meine Compagnie gerade ein Kornmagazin erbeutet. Der Hauptmann ließ für seine Pferde eine Partie Säcke mit Hafer herausholen. Da zum Transport nach dem Sammelplatze kein anderes Mittel, wie höchstens unsere eigenen Leute, die schon Gewehr, Munition u. zu tragen hatten, zur Hand war, wurden auf Befehl unseres Hauptmanns die Gefangenen damit beladen. Obwohl es Drückeberger sein mochten, habe ich mich an ihre Stelle gedacht, die e Handlung im stillen als nicht großmütig bemängelt. Es entsprach wenigstens nicht dem humanen Worte: „Du sollst Deinem Feinde goldene Brücken bauen.“ Gern gestehen will ich, daß ich zu dem damals abfälligen Urtheil beeinflusst worden sein mag, durch das Malheur, welches ich an dem Tage noch mit diesen Hafersäcken haben sollte. Und das war so.

Als wir auf dem Sammelplatze angekommen waren, kam eine Suite höherer Offiziere mit Prinz Friedrich Karl an der Spitze zu uns heran. Die Regimenter schlossen sich in Kolonne auf. Ich aber, der die Gefangenen eingebracht hatte, wurde befohlen, mit einigen Mannschaften bei diesen und den Hafersäcken zu verbleiben und beides in Verwahr zu halten. Nach Begrüßung der Truppen, kam Prinz Friedrich Karl mit Gefolge in Begleitung unseres Regimentskommandeurs auf mich und meine Gefangenen zu. Der Prinz befragte sich über den Hergang ihrer Gefangennahme und spielte auch auf Drückebergerei an. Einer darunter, ein Ungar, der deutsch konnte, erwiderte ihm: „Ein Ungar stirbt gern für seinen Kaiser.“ Da die Sonne sehr brannte, ersuchte der Prinz unsern Regimentskommandeur, die Gefangenen nach der Stadt bringen zu lassen, wo Kirche ufm. zu dergleichen Zwecken bestimmt war. Andere Mannschaften, wie ich und meine paar Leute

waren gerade nicht in der Nähe und so kommandierte der Oberst mich denn, die Gefangenen mit meinen Leuten abzuführen. In meinem Diensteifer, diesen hohen Befehl auszuführen, hatte ich nicht an die nebensächlichen Haferkörbe gedacht und trollte mit meiner lebenden Beute nach der Stadt ab.

Zurückgekehrt meldete ich mich — stolz so Großes vollbracht zu haben, bei meinem Hauptmann vom Gefangenen-Transport zurück. — Da brach das Unglückswetter, was mich am Morgen betreffs der Kochgeschirre so gnädig verschont hatte, doppelt über mich herein. — „Wo haben Sie meine Haferkörbe gelassen?“ ranzte mich der Hauptmann an. Ich bezeichnete den Platz, aber dieselben waren, wie der Hauptmann schon wusste, verschwunden. Andere Hauptleute, resp. deren Burtschen, hatten auch hungrige Pferde gemacht und sich zu eigen gemacht.

Meine Bezugnahme auf den plötzlich höheren Befehl half nicht, mir wurde eine Strafwache diktirt.

Es war meine erste. So manche ich verdient haben mochte, diese erachte ich noch heute für ungerecht. Ich

habe dieselbe aber nicht abzubüßen brauchen. In den 5 Tagen bis zu der Schlacht bei Königgrätz hatte unsere Kompanie keinen wachthabenden Unteroffizier zu stellen und an diesem Tage starb mein gestrenger Richter den Heldentod. Sein Feldwebel (Lannig), der anderer und mein Sündenregister in seiner Brieftasche barg, wurde gleichzeitig schwer verwundet.

Ich habe dem Hauptmann diese scheinbare Härte nicht ins Grab nachgetragen. Wenn er bei näherer Prüfung des Falles, meine als Fahrlässigkeit angesehene Unvorsicht milder wie im ersten Augenblick des ärgerlichen Verlustes angesehen hätte, würde er mir die kleine Strafe doch vielleicht geschenkt haben. Hatte er mir doch schon manche Nachsicht und manches Wohlwollen zuteil werden lassen.

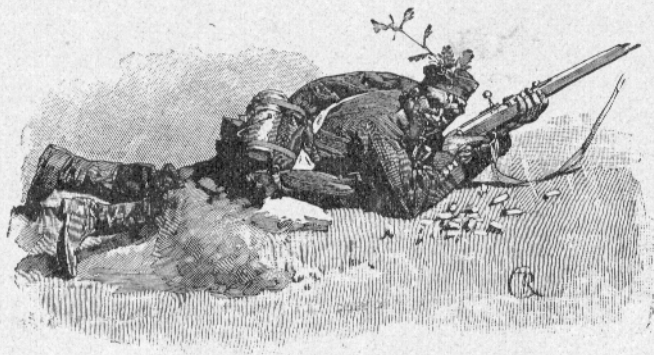


Ein frischer Trunk.

Unter den besagten Gefangenen war auch ein der deutschen Sprache Unkundiger, dem wir den Arm zerschossen hatten. — Er war auch in Schleswig-Holstein gewesen und trug die österreichische Medaille des Feldzuges derselben Form und an gleichem Bande wie ich. Er zeigte mit der gesunden Hand auf sein und mein Ehrenzeichen und seinen zerschossenen Arm — eine stumme aber beredte und eindringliche kameradschaftliche Sprache.

Mit welcher eiserner Strenge die Disziplin im preussischen Heere hoch gehalten wird, zeigte uns folgender Fall. Am Tage nach der Schlacht, wo wir auf dem Schlachtfelde bivouakirten und eigentlich Ruhetag hatten, sofern man vor dem Feinde von Ruhe sprechen darf, sah ich eine kleine Abteilung Artilleristen, die man stramm, wie auf dem Exerzierplatze, „langsamem Schritt“ üben ließ. Die Herren von der „Krone aller Waffen“ rühmen sich sonst so gerne, daß sie mehr Freiheiten genießen, wie wir von der Infanterie. Um so mehr sind wir über diesen Vorgang auf dem Schlachtfelde erstaunt gewesen. Ich habe ihn mir später dahin erklären lassen, daß es wohl eine Strafe

gewesen sei, als welche der damals unentbehrlich scheinende „Langsame Schritt“ wohl mal verhängt wurde. So muß es auch



Füsilier Sattler, der Humorist der Kompagnie.

wohl hier gewesen sein. „Arreststrafen abzusitzen“ langt meist die Zeit im Felde nicht. Das hat dessen eingeführte ans Rad oder einen andern Gegenstand binden, habe ich wenig ausführen gesehen und birgt auch, wie allgemein geurteilt wurde, einen moralischen Defekt. Nach dieser Seite betrachtet, ist der Ersatz durch genannte Strafübung auf dem Schlachtfelde nicht so haarsträubend, sondern als milderndes Mittel anzusehen.

Ein wesentlich höherer Straf-Ablass wie mir, wurde durch die vorstehend erwähnte Verwundung unseres Feldwebels einem Füsilier unserer Kompagnie zuteil. Er hieß Sattler, war der Humorist der Kompagnie und glänzte besonders durch seine Sangeslust. Sobald Zeit und Gelegenheit dazu da war, kommandierte er „Sattlerische Kapelle loslegen“, gab den Ton an, bald erschallte ein fröhliches Lied und erheiterte die ganze Truppe. — Trotzdem mochte unser Hauptmann ihn nicht leiden. Immer und immer hieß es: „Feldwebel, notieren Sie Sattler eine Strafwache.“ So hatten sich deren 17 Stück in des Feld-

webels Briestafche für Sattler angesammelt. Nach der Schlacht meinte Sattler, daß es ihm leid täte um den Feldwebel, er wünsche ihm baldige Genesung, wenn nur seine Briestafche mit seinen Strafwachen nicht wieder zum Vorschein käme. Die beiden Wünsche sind erfüllt worden. Der Feldwebel soll wieder durchgekommen, nicht aber wieder dienstfähig geworden sein. Wie ich wegen des Kochgeschirrpuzens, hatte auch Sattler übrigens keine Genugthuung. Der Nachfolger des gefallen Hauptmanns, der spätere Generalleutnant Hans von Monbart, ernannte Sattler zum Gefreiten, „weil er der lustigste Mann in der Kompanie sei.“ Wie sagt doch Fritz Reuter? „Wat dem Eenen sine Ul (Gute) is, is dem Annern sin Gaitling (Nachtigall).“

Das Gefecht am Kapellenberg.

Eine interessante Episode aus dem Gefecht am Kapellenberge bei Trautenau möge hier Erwähnung finden. — Es standen hier sieben österreichische Bataillone mit der gefechtsfähigen Brigade Knebel hinter sich, gegen zwei preußische Bataillone, die ohne jede Unterstützung waren, da das Grenadier-Regiment Nr. 3 als Reserve auf den weiter zurückliegenden Höhen Stellung genommen hatte. Der erste und schnellste Angriff dieser frischen feindlichen Truppen geschah durch die Brigade Grivicic. Sie machte im Sturmschritt unter den Klängen des Radezky-Marsches; die Schützenlinien eröffneten ein sehr heftiges Feuer auf die preußische Stellung und zugleich begannen sämtliche Geschütze der herangezogenen feindlichen Artillerie von allen Punkten aus gegen die Preußen zu spielen. Trotz der Erschöpfung und der nunmehr bedeutenden feindlichen Uebermacht hielten die tapferen Ost- und Westpreußen Stand, bis ihnen der Rückzug befohlen wurde. Die Bataillone beginnen sich Schritt für Schritt zurückzuziehen, in gleicher Weise folgen die Oesterreicher, immer neue Kolonnen vorwärtshiebend; ihre Artillerie folgt den Massen und feuert unausgesetzt mit Granaten, deutlich erkennt man die durch ihre Reihen sprengenden feindlichen Offiziere und Generale. Oberst Grivicic blutet stark aus einer Armwunde, das Schnellfeuer der Preußen wird durch die bedeutend überlegene Artillerie aufgewogen.

Die Angriffe der Brigaden Wimpffen und Knebel sind ebenfalls von Erfolgen begleitet. Die erstere hat sich kaum formirt und ist eben gegen den Kapellenberg und die Waldparzelle vorgezogen, als der Befehl zum Rückzuge für die Bataillone, welche hier den Oesterreichern gegenüberstehen, erfolgt. Die 43er ziehen sich fechtend und feuernd zurück. Brigade Wimpffen stürmt gegen sie an, ein furchtbares Feuer der Preußen wirft die ganze feindliche Linie zurück, gleich darauf stürzen die Preußen vorwärts und attackieren den Gegner mit der blanken Waffe. Der Angriff ist abgeschlagen, die Brigade Wimpffen weicht gegen den Berg zurück, sie feuert langsam und müher; selbst die Brigade Knebel hält man diesen Bataillonen nicht gewachsen, sondern erteilt ihr den Befehl, bis auf Hohenbruck zurückzugehen. General-Major von Knebel hat aber entweder den Befehl zu spät erhalten, oder keine Lust, die Ordre auszuführen. Er feuert seine Leute an, stellt sich an die Spitze der Bataillone und mit lautem Hurruufen dringen die Oester-

reicher vorwärts. Ueber die Richtung der Gegend, zwischen Büschen und Gestein eilen die Angriffs-Kolonnen auf die Waldparzelle zu, welche das Jüsilier-Bataillon der 43er besetzt hat. Der Feind bemerkt, wie die Preußen schon im Rückgehen begriffen sind, auch hier ist der Befehl zum Verlassen der Stellung eingetroffen. Knebel stürmt gegen den Kapellenberg, aber aus den Gliedern der 3. und 4. Kompagnie knattert auf 120 Schritt eine fürchterliche Salve den siebenbürgischen Jägern entgegen; der Feind stutzt, seine nächsten Kolonnen bereiten sich zum Andrängen vor, die Preußen stehen ruhig und gefaßt, den Anprall erwartend, noch wird erst gekämpft werden um diesen Punkt, da — horch, Trommelschlag; in der linken preussischen Flanke erscheinen neue Feinde, zwischen den Waldlichtungen kommen sie hervor, die Tambours im Bordertreffen der Brigade Knebel schlagen über mit Avancieren, die Hebermacht ist zu groß — rückwärts Jüsilier! aber mit Glanz, mit Ehren. So dicht ist der Feind an den Weichenden, daß mit Kolben aufeinandergehauen, mit dem Bajonett gestoßen wird, Schüsse aus unmittelbarer Nähe abgefeuert, raffen auf beiden Seiten ihre Opfer hinweg. Der Feind drängt mit großer Gewalt, seine Scharen gegen die zwei Bataillone des 43. Regiments wälzend, auf dieses Heldenhäuflein, und dennoch vermag er nicht die Glieder zu trennen oder die kleine Zahl in die Flucht zu schlagen; langsam, immer fechtend, ziehen sich die Bataillone zurück, wie bei einem Manöver tritt jedes den Marsch an, und doch haben sie seit fast zwei Stunden die wütenden Angriffe des Feindes abgeschlagen. Zwei Bataillone die Angriffe einer Brigade!! Immer bergab geht es nach dem Flusse hinunter. Das schwierige Terrain, der unebene Boden machen diesen Rückmarsch doppelt gefahrvoll, die 3. und 4. Kompagnie, geführt von den Hauptleuten von Braun und von Delsnitz, setzt den frisch ins Treffen rückender feindlichen Truppen allein noch Widerstand entgegen, sie decken den Rückmarsch der übrigen. Schuß auf Schuß knattert, in größter Ordnung gehen die Truppen den Berg hinunter, Hauptmann von Braun sinkt schwer verwundet nieder, über ihn hinweg rollen die letzten Schüsse der Kompagnien, dann ziehen sie sich langsam den Berg hinab. Der Feind hat genug an dem Feuer, dem Bajonette und Kolben der 43er, er bleibt auf der Höhe — er wagt keine Verfolgung. Seine Toten decken die grüne Höhe, aber auch so mancher vom 43. liegt zwischen den Feinden. — Die 3. und 4. Kompagnie vermissen jede 80 Mann. General-Major von Barnelow kann mit Recht auf seine Leute und deren Leistungen stolz sein.

Indessen waren die von den Brigaden Grivicic und Mondel gedrängten Truppen ebenfalls langsam zurückgegangen, wobei ein forwährender Granathagel auf sie niederprasselte. Es war hier wieder die Batterie Böhncke, welche sich durch Ausdauer, Ruhe und Sicherheit besonders hervortat. Sie verblieb feuernd auf ihrer Stelle, keine feindliche Kugel vermochte sie zu stören und langsam ging sie endlich mit dem Ganzen zurück. Aus dem in der linken Flanke liegenden Wald, debouchierten Kürassiere des Feindes im Vereine mit Infanterie, aber eine fürchterliche Salve, welche Hauptmann von Steinacker geben ließ, hielt das Vordringen des Feindes auf. Uebereinander stürzten die ersten Glieder der Verfolgenden und die 10. Kompagnie des Jüsilier-

Bataillons des 45. Regiments richtete ein verheerendes Schnellfeuer gegen die feindlichen Kolonnen. So geht es mit Ordnung und Besonnenheit zurück, oft genug sich wendend feuern die Glieder oder einzelne Leute auf die Verfolger. Gehorham dem Signal zur Retraite schießt sich alles, obwohl mit schwerem Herzen, dem Befehle; die Erschöpfung ist furchtbar, die Leute achten ihr Leben gering, sie marschieren gemächlich nach den ungeheuern Strapazen des Tages unter dem Granatfeuer des Feindes gegen den Aupaß, keiner denkt daran sich zu schützen, man verachtet die Kugeln des Feindes, nur die Verwundeten trägt alles, sich ablösend, trotz der Ermattung treu und redlich mit davon und — es ist wahrhaft erhebend — auch die Leichen der gefallenen Offiziere will man nicht in den Händen des Feindes lassen, sie werden mitgeführt als eine traurige und doch löstliche Beute, die dem Feinde entrissen ward. Aber es ist fast unmöglich, die Toten lange zu

tragen,
denn jeder der
Lebenden muß an sich denken; er hat wahrlich genug zu schauen, zu arbeiten, auch bedürfen die Verwundeten der ganzen Aufmerksamkeit —



Tambour Budweg an der Leiche seines Hauptmanns.

man läßt die teuren Toten am Waldesaum zurück, sie werden ein ehrlich Soldatengrab durch den Feind erhalten. Die Trennung wird schwer, die gefallenen Offiziere waren Freunde der Mannschaft. Der Tambour Budweg stürzt sich auf die Leiche seines Hauptmanns mit dem Rufe: „Ich muß meinen Hauptmann noch ein mal sehen und kostet es mein Leben!“ Er hat nicht umsonst den Wunsch ausgesprochen, er sollte ihn teuer bezahlen; vor des Hauptmanns Leiche ruft den treuen Burschen eine Granate. Er liegt stumm bei seinem Hauptmann, den er so sehr geliebt, daß er die tausenden Kugeln des Feindes nicht scheute, um den Toten noch einmal zu sehen. Tambour Budweg und der gefallene Hauptmann von Gabain waren von der 10. Kompanie. — Ohne den Mut einen Augenblick zu verlieren, gehen die Preußen zurück, das Gefühl, „Jeder von uns hat 'ein Bestes gethan,“ gibt diesen bestaubten, schweiß- und bluttriefenden Scharen die

Kraft, ein Mißgeschick zu fragen, welches nicht einmal tiefgreifend genug ist, denn in bester Ordnung geht der von Bonin trefflich geleitete Rückzug vor sich. In Zwischenräumen feuert die Artillerie gegen den verfolgenden Feind, um ihn aufzuhalten — kein Geschütz, keine Fahne — nicht ein Wagen geht verloren und die ermatteten Gegner vermögen den Vorteil nicht zu benutzen.

Von Münchengrätz bis Königgrätz.

Sehen wir nun wieder zurück zum Selbsterlebten. Nach Münchengrätz annoucierten starke Gerüchte über große feindliche Kavalleriemassen, welche uns gegenüberstehen und uns, wie es hieß, den Weg verlegen sollten. Wir haben aber keine Attacken derselben aus-

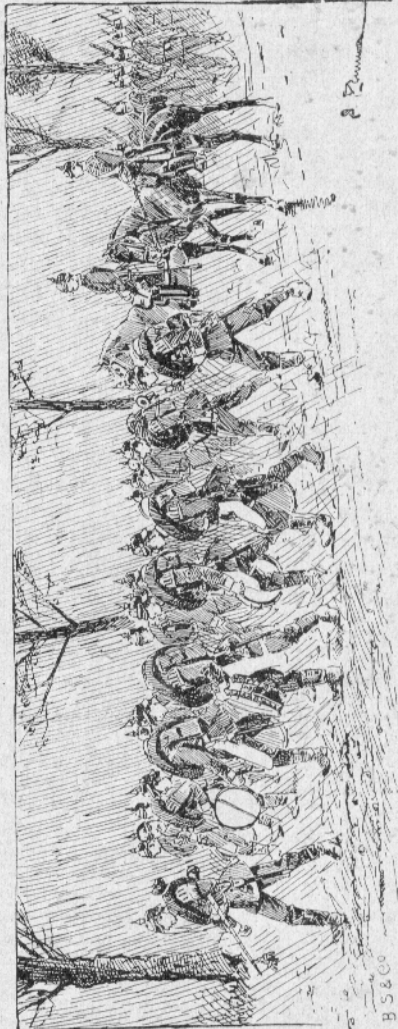


... Es regnete unablässig und war empfindlich kalt ...

zusiehen gehabt und fanden den Weg bis vor Königgrätz frei. — Eine der schlimmsten Bivaks hatten wir 2 Tage vor der Schlacht bei Königgrätz, die Nacht vom 1.—2. Juli, zu bestehen. Es regnete unablässig und war trotz der Sommerzeit empfindlich kalt. Wir konnten die Bivakfeuer nicht anhalten und mußten immer wieder Stroh aus der Umgebung zum Nachhelfen holen, welches bei dem durchnässten Zu-

flande auch noch nicht brennen wollte. Das zertretene Kornfeld, auf welchem wir lagen, war bald in eine große Pfütze verwandelt, in welcher man nicht gehen und stehen, viel weniger liegen konnte. Es war eine sogenannte schlimme Nacht. Diejenige vor der Schlacht war dagegen für uns angenehmer.

Wir hatten das Glück, in einem kleinen Bauerndorfe einquartiert zu werden. Rund um dasselbe herum mußten die andern Truppen bivakieren. Das Dorf war arm, besaß aber einen gewissen Reichtum an Federvieh, namentlich Gänse, welche überhaupt in Böhmen zur Erzielung von Bettfedern und Daunen in Massen gezogen werden. Schicken doch böhmische Großhandlungen ihre Federn in alle Welt, ebenso die Spitzgänse. Die meisten derselben in genanntem Dorfe wurden eine Beute unserer auf die Braten hungrige Truppen. Mit gezogenem Säbel ging Artillerie, Kavallerie und Infanterie auf die mit „Quack, Quack“ flüchtenden Langhähne los. Sie fielen fast alle unter den Streichen der Soldaten. Als ich des Abends meinen Kameraden Ferdinand von der Artillerie in seinem auf einer Dorfweide aufgeschlagenen Bivak aufsuchte, sah das ganze Lager des Regiments einem Schneefelde ähnlich, so voll lag dasselbe von Gänsefedern bestreut. Ferdinand hatte noch einige Gänse übrig, welche er in seinem Prokoffiten mitnehmen wollte. Ich hatte meine Korporalschaft in einem kleinen Nebenhäuschen untergebracht, in welchem kleinen Räumen man, wie ich oft erfahren, wenn auch dicht aufeinander gepfercht, besser liegt und mehr unter sich ist wie in großen. Wir hatten uns statt der Gänse über ein Duzend Hühner erobert. Alle wurden kunstgerecht gerupft und in einem großen Viehtopf gemeinschaftlich gekocht. Die Ausweidung war sauber



... Mit größter Beschleunigung ging es vorwärts

vollzogen und es gab eine fette Suppe und schwachhaftes Fleisch. Ein Fall, wie er Ferdinand mal passiert, daß ein Kamerad vergessen hatte, Magen, Milch zc. auszusondern, war Dank unserer Erfahrung nicht vorgekommen. So taten wir uns des Abends ein lustliches Mahl zu Gute, auch Ferdinand, der mich aus seinem Lager heraus noch besuchte, dinierte mit mir. Wir wußten nichts davon, daß es andern Tags in heißen Kampf ging und dachten uns den andern Morgen den großen Meist im Topfe zu Gemüte zu führen. „Es wär' so schön gewesen, doch hats nicht sollen sein.“

Morgens um 3 Uhr wurden wir plötzlich durch Generalmarsch aus dem Schlafe gerüttelt und konnten uns bei der nötigen Fixigkeit des Auftretens kaum noch nach unserem Hühner-Ragout umsehen. Uebershaupt hatte das erkaltete viele Fett den ganzen Bestand zu einer steifen Masse verstaubt. Wir konnten in Eile nur einige Brocken Fleisch davon genießen und im Brotbeutel bergen.



Mit der größten Beschleunigung ging es voran, trotz aufgeweichten Wegen immer vorwärts. Morgens gegen 7 Uhr hörten wir die ersten Kanonenschüsse und kamen bald so nahe an die Schlachtlinie heran, daß wir den Stand und das Ausblitzen unserer Batterien und die Schlachtlinie sehen konnten. Dicht hinter derselben bog wir rechts ab und marschierten mehrere Stunden lang auf den rechten Flügel unserer Aufstellungen zu. Dort bei einem Dorfe Namens Nechanitz angekommen, wurde Halt gemacht und in einem Obsthofe gestarret. Ein Landsmann vom 16.

... Der Oberst fiel sofort ...

Regiment, Unteroffizier Ludwig Cocking von Werdohl, den ich zufällig traf und ich kletterten auf einen Kirschbaum und ließen uns dessen saftige Früchte als Mittagsmahl gut schmecken. Der Genannte richtete die Frage an mich, was ich glaube, ob wir auch heute noch ins Feuer kämen und ich hatte eben „Ich glaube nein“ geantwortet, als es unten hieß: „An die Gewehre“.

Wir stiegen Hals über Kopf herunter und eilten zu unsern Plätzen. Gleich hernach wurden die Fahnen enthüllt und dies war, wie stets, das untrügliche Zeichen, daß auch wir an dem blutigen Ringen, in welches die meisten Truppen schon seit dem Morgen verwickelt waren, Teil haben sollten.

Die Schlacht von Königgrätz.

Nachdem wir etwa $\frac{1}{2}$ Stunde mit „links schwenken“ marschirt, hielt unser Brigade-Kommandeur, von Schwarzkoppen, eine feynige Ansprache und gleich darauf sausten uns die Kugeln um die Ohren. Bei dem Vorrücken hatte unser Regiment zunächst ein mit Stangenholz bestandenes Wäldchen zu passiren. Dasselbe war an der Stelle, wo unser Bataillon vorging, durchsichtet, während das links von uns befindliche 1. Bataillon (das 2. war abkommandirt) sich durch dichtes Gesträuch arbeiten mußte. Dadurch gewannen wir einen kleinen Vorsprung und als wir aus dem Wäldchen traten, hatten wir zunächst das ganze Feuer, des in dem vor uns liegenden Dorfe Probus verbarrikierten Feindes auszuhalten. Bald war auch unser 1. Bataillon heran und nun ging es wie auf dem Exercierplatze — der Oberst 25 Schritte vor dem Regiment reitend — in Regimentskolonne, nur die Schützenzüge ausgeschwärmt, auf das zu erstürmende Probus los. Dasselbe liegt auf einem Halbkugel. Es ging über freies Feld 2 bis 3000 Schritt eine leichte Anhöhe hinauf. Der Oberst fiel,



Wie ein Hagelwetter sausten die Kugeln auf uns ein . . .

wie es fast nicht anders sein konnte, sofort. Den Oberstleutnant von Busse, welcher an seiner Stelle das Kommando übernahm, würde dasselbe Los ereilt haben, wenn ihm nicht das Pferd unter dem Leibe erschossen und er dadurch in den Knäuel des Bataillons gekommen wäre. Unsere geschlossene Kolonne war der reine Kugelfang. Besonders die ersten Glieder hatten schreckliche Verluste. Wie ein Hagelwetter schlugen die Kugeln auf uns ein. Von meiner Korporalschaft, die als zweite im ersten Gliede stand und 19 Mann stark war, fielen z. B. 10, von der hinter ihr im dritten Gliede marschierenden nur 2 Mann. Unsere Fahne, welche dem bei der 1859 ausgeführten Armee-Reorganisation neugebildeten Regiment vor nicht langer Zeit verliehen war, erhielt hier ihr erstes Ehrenzeichen durch mehrfache Kugeldurchlöcherung. Ihrer Träger fielen in kaum einer halben Stunde vier. Als fünfter nahm ein Gefreiter Bohle aus Herlohn sie auf, als sein Vorgänger, über ein Berghau kletternd, zu Tode getroffen mit ihr niederfiel, im Sterben sie noch krampfhaft umfassend. Bohle brachte sie lebend durch. Wie mörderisch dieser Sturm für uns war, möge der geneigte Leser daran ermessen, daß von 16 Offizieren unseres Bataillons 13, von ca. 800 Mann desselben die abzüglich der Kranken u. in der Schlacht waren, 235 fielen. Unter den gefallenen Offizieren erinnere ich mich noch lebhaft des Leutnants Alexander von Montorf, eines sehr beliebten Offiziers von ritterlicher Gestalt und unerschrockenem Mute. Ich marschierte dicht neben ihm. Es ging im Geschwindschritt die Anhöhe nach Probus hinauf. Als der Kommandeur, wie schon in 1864 erwähnt, um dem erschöpften Atem etwas aufzuhelfen, kommandiert hatte, einen Augenblick niederzuknien, hob von Montorf seine Flasche und rief: „Brüder, laßt den Mut nicht sinken, wir wollen noch einmal aus der Pulle trinken.“ Dabei tat er einen kräftigen Schluck. — Es sollte sein letzter sein. Als es gleich darauf hieß, wieder aufstehen, vorwärts marsch! traf ihn eine Kugel mitten durch den Kopf und wir hatten einen tapferen hoffnungsvollen Offizier weniger.

Als wir an das Dorf herangekommen waren, wehrten uns die Berghäuser einige Augenblicke das weitere Vordringen. Der Feind (Sachsen und Oesterreicher) stand gedeckt hinter den Häusern des Dorfes und sandte das tödtliche Blei aus nächster Nähe in unsere Reihen. Links und rechts von mir fielen immer mehr und mehr. Ich hatte etwas Deckung hinter einem Birnbaum und bin, wenn ich den Hergang erzählte, oft damit geneckt worden, ich hätte mir hinter einem Baum gestanden. Solcher, allerdings nicht ernst gemeinten Neckerei gegenüber darf ich mich rühmen, daß ich des Schutzes nicht achtend, meine Deckung verließ und mit den Worten: „Wenn wir hier stehen bleiben, sind wir alle verloren“ kommandierte (Offiziere waren nicht mehr da, resp. nicht zur Stelle) „vorwärts, mir nach über das Berghau.“ Die Kugeln schlugen durch das Berghau, wie Wasser durch ein Sieb fällt und so war die Ueberstürmung desselben und die Gewinnung der besseren Deckung der vor uns liegenden, wenn auch auf der anderen Seite vom Feinde besetzten Häuser, wenigstens ein Rettungsversuch, obgleich es auf Leben und Tod ging. Es gelang aber, denn inzwischen hatten die rechts von uns auf das Dorf vorgehenden Truppen dasselbe von der einen, die links kämpfenden von der anderen Seite umfaßt. Diesem Umstande hatten wir es

mit zu verdanken, daß die Sachsen bei unserm Aufsturm auf die Häuser zurückwichen und Probuß unser wurde.

Unser gewaltiger Vorstoß auf den linken feindlichen Flügel fand gleichzeitig mit dem der Kronprinzlichen Armee, auf dessen rechten Flügel statt. Durch diese Flanken-Angriffe, resp. Umfassungen erhielt unser hart bedrängtes Centrum Luft und wurde die Schlacht ertschieden.



Genf Gerhard zu Stolberg-Berninge, ode im Dienste des Roten Kreuzes.

Es bedurfte solch kräftigen Eingreifens, denn um unser Centrum herum schwenkte das Bünglein der Siegeswage bedenklich hin und her.

Hier bei Chlum war es, wo General von Franseck, als seine Truppen immer wieder von den Oesterreichern zurückgeworfen wurden, die denkwürdigen Worte ausrief: „Nicht weiter zurück, hier sterben wir!“, dadurch die zurückweichende Welle der Seinigen zum Stehen brachte, und den gefährlichen Durchbruch des Centrums verhinderte.

Als wir eben Herren des Dorfes waren und glaubten, uns etwas auschnaufen zu können, kam plötzlich unser Brigade-Kommandeur herangeritten und rief: „Kinder vorwärts, vorwärts, sie sind wieder da!“ Ein junger Leutnant des Bataillons, Schirmer — der Sohn unseres heimischen damaligen Kreis Schulinspektors Pastor Schirmer-Plettenberg — ein Schulabteiler der Kompagnie, Gefreiter Dschmann und ich sprangen zusammen vorwärts über einen, der Außenseite des Dorfes,

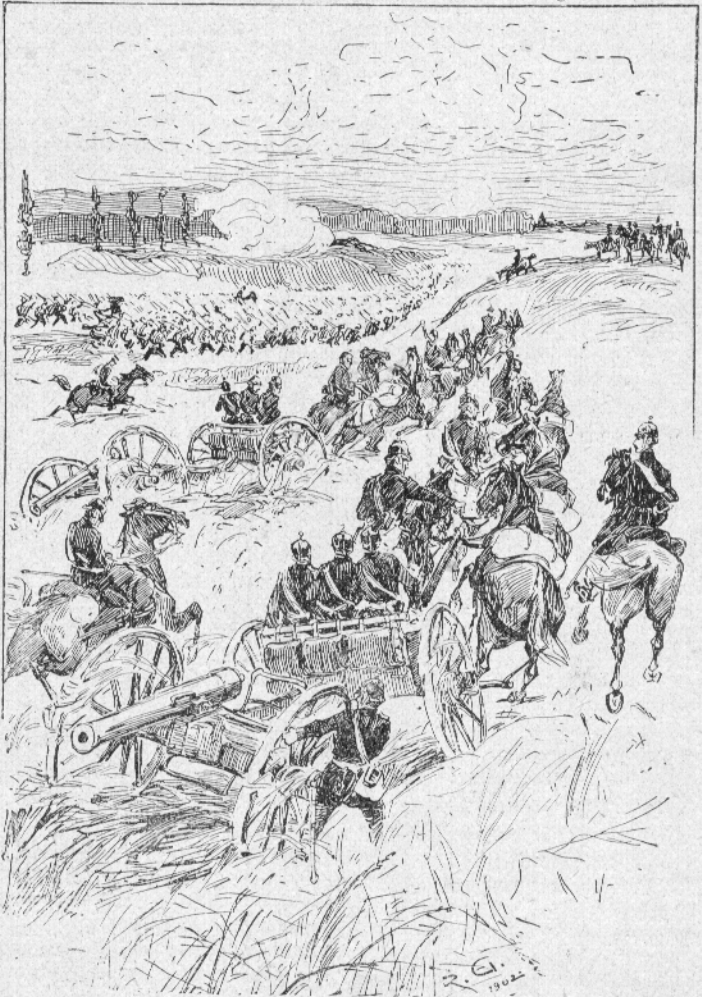


Ein feltischer Augenblick.

ein Roggenfeld einsiedigenden Baum. Hinübergelommen, waren alle andern noch jenseits, als 30 Schritt vor uns ein Zug Sachien aus einem Hohlwege auftauchte. Der denselben führende Offizier war, seinen Degen schwenkend, schon oben auf den Feldrand getreten und feuerte augenscheinlich die an der Hohlweg-Wandung im Heraufklettern begriffenen Mannschaften an, auf uns loszustürzen. — Eben früh genug legten Gefreiter Dschmann und ich auf den Offizier an, feuerten und

getroffen taumelte er rücklings in den Hohlweg zurück. Sein Zug flugte und wich, als inzwischen noch Hilfe für uns gekommen war, ohne sich in einen weiteren Kampf einzulassen, zurück.

Für uns drei waren die Augenblicke, als wir allein dem so nahen



... Einige unserer leichten Feldbatterien waren in Verfolgung des Feindes begriffen ...

Feinde gegenüber jenseits des Zaunes standen, so kritisch wie nie zuvor und nie hernach in meinem Feldzugsleben. Das „Gestern noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen“, wie es im Morgen-

rottliebe heißt, steht einem ja in Kriegszeiten täglich vor Augen. Bei jeder Kugel, die geflogen kommt, muß man darauf gefaßt sein „Gilt sie mir oder gilt sie dir.“ — Aber hier zu Dreien, 20—30 Schritt vor den Mündungen so vieler feindlichen Gewehre, ist es eine besondere göttliche Fügung, ja fast ein Wunder zu nennen, daß keiner von uns getroffen wurde. Eine natürliche Erklärung ist nur darin zu suchen, daß die Leute des Offiziers, durch das tödtliche Niederstürzen desselben den Kopf verloren, ihre Gewehre ins Blinde abfeuerten und in der Vorstellung, ihnen blühe beim Heraussteigen aus dem schützenden Hohlwege daselbe tödtliche Los, sich vorschnell rückwärts konzentrierten.

Als wir den Hohlweg eingenommen hatten, war auch unser Regiments-Kommandeur zu uns herangekommen und befahl uns, nicht weiter vorzugehen. So konnten wir denn von der auf einer abfallenden Anhöhe liegenden gedeckten Stellung aus, die in wilder Verwirrung abrückenden feindlichen Kolonnen beobachten. Hierbei bot sich uns ein so glänzendes Kriegsschauspiel, wie ich je gesehen. — Einige unserer leichten Feldbatterien waren in Verfolgung des Feindes begriffen, demselben in der vor uns liegenden Terrain-Senkung dicht auf die Fersen gerückt. Oesterreichische Kavallerie, welche zur Deckung des Rückzuges kommandiert zu sein schien, galoppierte auf dieselben zu, um sie abzufangen. Dies bereiteten jedoch früh genug einige Schwadronen unserer Ulanen und Husaren. In laufender Karriere in Kolonne anstürmend, deplloierten (in Linie setzen) dieselben kurz vor den ebenfalls in Linie anrückenden österreichischen Reitern und so prallten sie aufeinander.

Schon sind die Husaren mitten in den Feinden, Schüsse und Bajonettstöße wechseln mit den Hieben ab; die ersten Glieder des Feindes sind total niedergeritten, als die Husaren vom Hügel herab eine Salve erhalten, gleich darauf begrüßt sie eine Kartätschlage. Schon hat die 3. und der rechte Flügel der 4. Eskadron die stehende Infanterie-Abteilung angegriffen, der Führer gibt sich gefangen. Groeben und seine Offiziere sind, von Husaren der 4. Schwadron gefolgt, in die feindliche Batterie gedrungen; unter dem Feuer des Feindes, große Verluste erleidend, haut man die Bedienungsmannschaften nieder, als von Rosberitz her feindliche Kürassiere eindringen.

Beim Zurückgehen, das auf Groebens Befehl erfolgt, gerät der rechte Flügel des Regimentes mit den Feinden ins Handgemenge, eine Schwadron des pommerschen Ulanen-Regiments Nr. 1 degagiert ihn.

Barnekow läßt Appell bei Langenhof blasen. Man hatte vier Geschütze genommen, das Bataillon zersprengt, die festgeschlossene Infanterie zum Abziehen genötigt und dadurch das Gefechtsfeld vom Feinde gesäubert, auch Gefangene gemacht. Generalmajor Graf Groeben, sowie vier Offiziere vom 12. Husaren-Regiment waren verwundet, leider einer darunter, der Premierleutnant von Restorff schwer; ein Auge war ihm ausgehossen. Tot blieben 8 Mann, schwerverwundet 11 Mann nebst Unteroffizieren, leichtverwundet 27 Mann und 63 Pferde. Die Standarte des Regimentes verlor die Spitze durch Granatplitter.

Die Attacke des Husaren-Regimentes, welches sich ganz bescheiden seines nicht unbedeutenden Anttheiles am Siege erfreute, ist deshalb auch der besondern Aufzeichnung wert, weil sie die einzige während

der Schlacht war, welche die Kavallerie in geschlossene, von Artillerie unterstützte Infanterie-Bataillone machte und diese sprenge.

Allgemein ist die Flucht des Feindes. Der Abend dunkelt herein, die untergehende Sonne beleuchtet das von den Oesterreichern verlassene



... In tausender Carrriere stürzten sie heran ...

Schlachtfeld. Einer der österreichischen Kürassiere sprengte hierbei dicht an uns vorbei. Nicht 50 Schritt jagte er, den Kopf auf die Mähne des Pferdes duckend, den weißen Mantel rückwärts im Winde flatternd, an uns vorüber. Einige von den Unseren knallten auf ihn los, doch unser guter Oberstleutnant und stellvertretender Regimentskommandeur von Busse sagte: „Laßt doch um Gotteswillen den unglücklichen Kerl laufen“ und so kam Mann und Pferd glücklich durch. Der wird auch von wunderbarer Beschützung bei seinem Ritt, gewissermaßen durch die Hölle, haben erzählen können. Nicht so viele seiner Kameraden. Die toten Reiter, noch im Steiabügel schleppend, andere ihrer entledigt, jagten die schnaubenden Kofse an uns vorbei und auf uns zu, sodaß wir viele Pferde absingen. Manche unserer Offiziere machte sich hierdurch beritten, oder vervollständigten ihren Pferdebestand. Aber auch unsere Schwadronen hatten in dem „Schwertgellir“ stark gelitten. Ich sah z. B. einen unserer Offiziere, dem der Kopf bis auf das Schulterblatt gespalten war und viele noch, denen es ein Todesrit gewesen war.



Ein Verwundeter macht sich durch Abschießen seines Revolvers bemerkbar.

Tausende von Leichen, Tausende von Verwundeten decken den Boden, herrenlose Pferde, oft mit klaffenden Wunden bedeckt, jagen angstvoll wiedernd über das Feld.

Brennende Dörfer leuchten als Fackeln dem graufigen und großartigen Schlachtfeld; in der Ferne rollen noch die Donner der Geschütze, und die langen Reihen der Streiter marschieren dem Feinde nach.

Auf allen Punkten erheben sich Gruppen von Menschen, Reiterkavallerie sind in Bewegung, große Massen Gefangener bringt man herbei.

Adjutanten und Ordonnanzen jagen übers Feld und auf den Mäandern der Hügel stehen, scharf sich gegen den Himmel abhebend, die Reihen der eroberten und der preussischen Geschütze.

Alle Chausseegräben, die Ufer der Bäche, die Seitenwege waren mit Gefallenen garniert, die hier ein Plätzchen zum Sterben gesucht. Vor den Geschossen des mächtigen Gegners hatte nichts die Gefallenen



Die Hünen des Schmalzfeldes.

geschl. Wohl schimmerten auf der Brust der Niederge Streckten oft genug die Annulette am seidnen Bande und aus den zerichuetterten Büumen ragte, wehmütig herniederschauend, das Bild des gekreuzigten Erlösers hervor. An der Leiche des Sohnes kniete die schluchzende Mutter in der Stille der Nacht, welche dem tosenden Kampfe folgte. Die Furien des Krieges hatten ein großes Opfer verlangt, das geweihte Sprüchlein auf dem Herzen des gefallenen Lieblings hatte ihn nicht zu schützen vermocht und es war der Armen nur vergönnt, die kalte Hand des bleichen Sohnes noch einmal aus Herz drücken zu dürfen.

„Einen vollständigen Sieg über die österreichische Armee, nahe an Königgrätz, zwischen der Elbe und der Bistritz, haben wir heute in einer achtstündigen Schlacht erfochten. Verlust des Feindes noch nicht gezählt, aber bedeutend. Einige zwanzig Kanonen. Alle acht Korps haben gefochten, aber große, schmerzliche Verluste. Ich preie Gott für seine Gnade. Wir sind Alle wohl. (Zur Veröffentlichung. Der Gouverneur soll Viktoria schießen.) Wilhelm.“

So lautete das Telegramm, welches der König von Hofsitz aus um elf Uhr nachts an die Königin Augusta sendete. Er meldete in



... An der Leiche des Sohnes kniete die schluchzende Mutter ...

seiner Bescheidenheit noch nicht den ganzen Umfang des Sieges, der ihm zwar noch nicht bekannt war, den er aber sicherlich schon abute. Dem Wunsche des Königs mit Freuden gehorchend, ließ das Gouvernement von Berlin um zehn Uhr am 4. Juli die Kanonen im Lustgarten donnern. Ein ungeheurer Jubel ertönte in der Hauptstadt — niemand blieb zurück, alles eilte auf die Straßen; für ein solches Glück, für solche Freude waren die Häuser zu eng.

Vor dem Palais des Königs stockte die Menge, in donnernden Lebehochs machte sich die Freude Luft, als die edle Königin am Fenster erschien, sich neigend nach allen Seiten.

Zu großen Momenten hat der schlichte Mann die besten glücklichsten Gedanken, es erscheint plötzlich etwas so Poetisches und Treuen-

seiner Bescheidenheit noch nicht den ganzen Umfang des Sieges, der ihm zwar noch nicht bekannt war, den er aber sicherlich schon abute. Dem Wunsche des Königs mit

tes, wie es nur im Gehirn des begeisterten Poeten entstehen könnte — so auch hier.

Auf die Statue des großen Friedrich klettert ein Mann, ein ganz einfacher Mann. Er riskiert in der That sein Leben, denn die hohe Gestalt ist nicht leicht zu erklimmen, ein Fehltritt und der poetische Kletterer ist eine Leiche.

Aber die Begeisterung läßt ihn jede Gefahr gering achten und nach einigen kühnen Schwingungen kommt er oben an. Ein weit-schallendes Beifalljuchzen dröhnt zu ihm empor; mit einem Kranze hatte der Mann sich versehen und er setzte ihn der Statue des großen Königs auf das gewaltige Haupt. Die Blätter des Kranzes rauschten,



... Auf die Statue des großen Friedrich klettert ein Mann ...

Der donnernde Jubel der Menge ließ den der Geschütze hinter sich und es schien, als lächle dies eherner Gesicht — das Antlitz des Herkules unter den Geistern — der kleinen Pygmaeengestalt zu, die ihm heute eine Huldigung zu bringen wagte, weil wenig Stunden zuvor Oesterreichs Macht in den Staub gelegt worden war, welche der große Friedrich einst auf denselben Feldern zu Boden schleuderte. Da sprach der Mann von oben herab in einfacher Weise aus — ein Hoch auf König Wilhelm folgt dem Hoch auf Friedrich den Großen.

Die Freude ist ohne Grenzen, die Stadt wird beleuchtet und jeder blickt an diesen Tagen stolzer um sich, denn die Armee, bestehend aus den besten Theilen des Volkes, hat den glorreichsten Sieg dem

Vaterlande erstritten — keiner hat gefehlt, und wie der gemeine Mann sein Blut vergoß, aus den Reihen der anstürmenden Kameraden zu Boden sinkend, so spricht auch, auf dem Sterbebette liegend, von Schmerzen gefolttert, ein Prinz von Hohenzollern: „Ich bin stolz darauf, daß ein Hohenzoller so glücklich ist, für das Vaterland sterben zu dürfen.“ Für das Vaterland — für die Ehre Preußens und seines Volkes, von



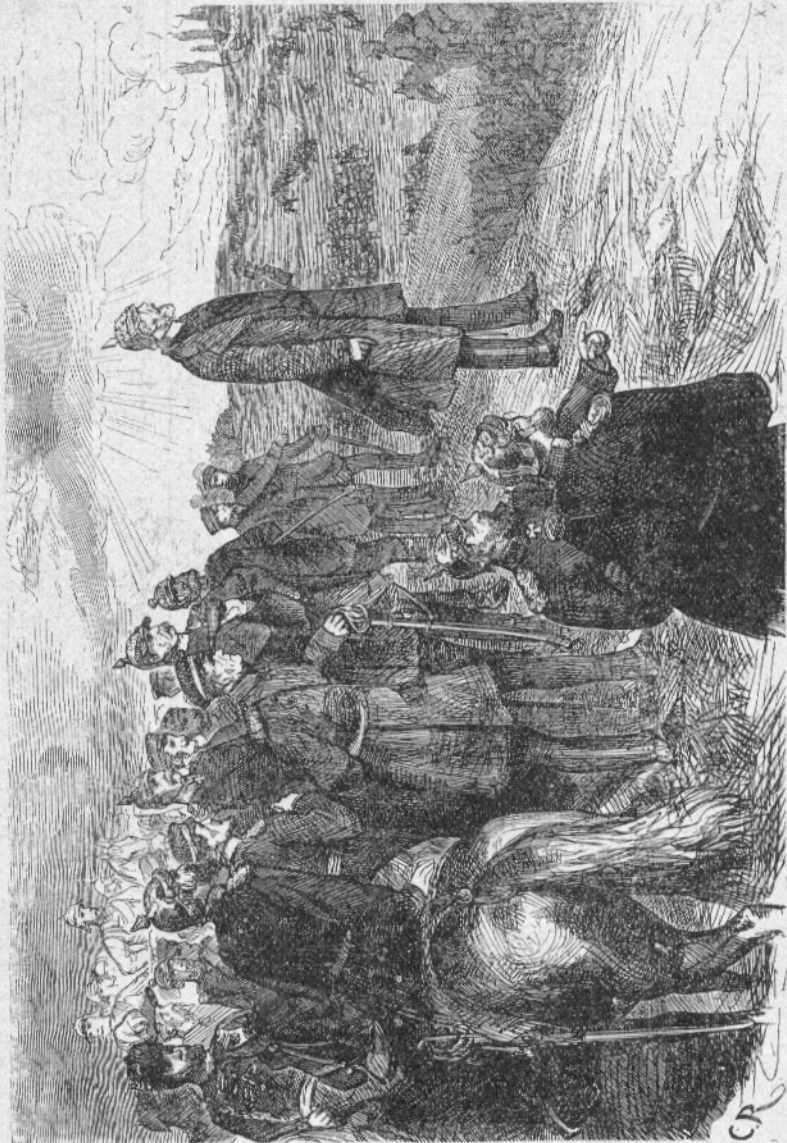
König Wilhelm und Bismarck bei Königgrätz.

welcher auch nicht ein Stücklein gelassen werden sollte die alle, König und Volk, ohne Unterschied vertheidigten.

Wir kamen an diesem Tage nicht mehr weiter in's Feuer. Oberleutnant von Busse ließ durch Leutnant Schirmer die Namen derer notieren, die mit ihm den kühnen Sprung über den Baum gemacht und das Zurückweichen einer

ganzen feindlichen Kolonne erzielt hatte. Wir wurden zur Defotierung vorgeschlagen und als wir in die vorläufige Friedensgarnison unseres Regiments, resp. Bataillons, Hannoverisch-Münden eingevückt waren, wurde mir von Kameraden, die auf dem Regimentsbureau arbeiteten, die bestimmte Mitteilung, daß ich zum Orden eingegeben sei. — Mit dieser Ehre habe ich mich aber begnügen müssen, denn es wurde nichts

daraus. Wie ich hörte, waren andere, die noch keine Ehrenzeichen hatten, mir vorgezogen. Leichtster hatte sich ein Kamerad D., von meiner Kompagnie einen Orden errungen. Er hatte, wie er unter den vielen Späßen, welche er zu machen pflegte, vor Erhalt des Ordens oft



König Wilhelm beobachtet die Schlacht bei Königgrätz.

rennomierend erzählte, in Probus, während wir auf's neue vorgingen, Deckung hinter einer Mauer gesucht. Ein Kamerad L., der Einjährig-Freiwilliger und Maurermeister war, habe, wie D. sagte, auch da gestanden und der hätte es doch wissen müssen, daß die Mauer stark genug war, um sicheren Schutz zu bieten. Deshalb hätte er es auch ruhig gewagt, dort zu verweilen.

Sein Ordensglück hatte er einem andern Umstande und zwar demjenigen zu verdanken, daß er unseren Offizierdiensttuenden Feldwebel, der als Einziger von den Offizieren der Kompagnie übrig geblieben, über Auszeichnungs-Vorschläge berichten sollte und nicht genug Bescheid wußte, aus der Verlegenheit riß. D. und ich lagen als

Landsleute in einem Quartier und habe ich die Sache mit angehört. Der stellvertretende Hauptmann ließ sich stehenden Fußes gerade



Kronprinz Friedrich Wilhelm und sein schwer verwundeter Adjutant.

von dem genannten Offizierdiensttuenden Bericht über das Vorgehen der Kompagnie bei Probus erstatten. Er selbst hatte ja erst nach der Schlacht, vom andern Bataillon aus, die Kompagnie übernommen, als D. zufällig vorbei kam. Der Feldwebel rief ihn an: „D., wo waren Sie bei Probus?“ „Bei Ihnen, Herr Feldwebel!“ war die schlagfertige Antwort von D. Zutreffend war sie zwar nicht, denn Ersterer hatte, wie ich wußte, nicht bei D. hinter der Mauer gestanden.

So kam D. zu einem Orden. Er hat sich, wie ich als spezieller Bekannter von ihm weiß, selbst darüber gewundert. Ich habe ihn um den Erhalt nicht beneidet. Jetzt ruht D. schon Jahrzehnte im kühlen Schoß der Erde.

Noch eines schönen kameradschaftlichen Zuges aus der Schlacht bei Königgrätz, will ich von einem höheren Offizier erwähnen. Als dieselbe vorüber war und wir zum Sammeln ins Dorf zurückgingen, fanden wir einen schwer am Fuße verwundeten Kameraden vom 16. Regiment. Auch unser Oberstleutnant kam hinzu. Er ordnete an, daß wir eine Notbahre zurecht machten und damit den Verwundeten auf unsren Schultern trugen. Während des Transportes aber lud sich der Oberstleutnant unsere 4 Gewehre auf seine Schulter und trug dieselben, bis hinzugekommene Kameraden von uns ihn ablösten. Solche Samaritertat eines so hohen Vorgesetzten ist doppelten Lobes wert.

Am Abend des Tages von Königgrätz bezogen wir Bivak auf dem Schlachtfelde. Manches Wiedersehen von Freunden und bekannten Kameraden wurde dort durch Händedruck und Umarmung besiegelt. Mit Tränen im Auge, der Verlust dieses und jenes speziellen Kameraden besprochen.

Kamerad Ferdinand, der schon gehört hatte, daß ich glücklich durchgekommen, suchte mich auch hier, wie immer wenn möglich, auf und brachte mir eine seiner vom vorigen Tage übrig gehaltenen Gänse, auch ein Stück des uns, wie er wußte, fehlenden Brotes mit. Erstere schien recht alt zu sein. Wenigstens wollte sie sich in unserem, auf flackerndem Feldfeuer nur schwach brodelnden Kochgeschirren, nicht so weich kochen lassen, wie die des vorigen Tages in Großwahnitz zubereiteten Hühner. Doch es blieb mit Hilfe mehrerer Kameraden nichts übrig und ich weiß dem lieben Ferdinand für seine Fürsorge noch jetzt Dank.

Am folgenden Tage rückten wir den Oesterreichern nach auf Prag zu und bivaktierten nachts in einem großen Obsthofe, resp. Park, blieben da auch den andern Tag liegen. Es gab auch da wieder ein Kirchenspflücken, welches aber nicht so jäh abgebrochen wurde, wie am Schlachttag bei Nechanitz. Ich erinnere mich noch, daß ich an diesem Platze das Glück hatte, einen Feldpostboten zu treffen, dem ich ein schon geschriebenes Briefchen über meine und anderer Bekannten glückliches Ueberleben des blutigen Tages, nach der Heimat mitgeben konnte. Es



Erstlung der Verwundeten.

war dies die erste Kunde gewesen, die mit speziellen Nachrichten über die Schlacht daheim einlief und hatte viel Sorgen zerstreut. Wenn in der Heimat die ersten Depeschen über eine geschlagene, wenn auch siegreiche Schlacht eintreffen, so bemächtigt sich, wie ich erlebt habe und es natürlich ist, der nächsten Angehörigen trotz der Siegesfreude ein Alp der Sorge und Bekümmerniß, um die im Felde stehenden Lieben, der durch unklare und aufgebauschte Schreckbilder immer drückender wird, je länger die eigenhändigen Mitteilungen des betreffenden Kriegers ausbleiben. Ich habe dem stets durch vorher mit Adresse beschriebene, mit einem Blatt Papier ausgestattete Kuvert, nach Möglichkeit vorzubeugen gesucht und manchen Dank dafür geerntet. Auch habe ich für manchen Kameraden, der weniger des Schreibens kundig war, die Feder oder den Meißel geführt, sogar wenn das Briefchen an ein geheimes Liebchen gerichtet war. Es sind schnurrige Sachen, die dabei wohl mal zu Tage treten. So viel ich aber diesbezügliche Dienste geleistet, Kamerad Ferdinand war mir über. — Wie er erzählt, hatte ein Kamerad der nicht lesen konnte, ihm mal einen Brief seines Bräutchens anvertraut, um ihm denselben vorzulesen. Dabei hatte derselbe aber Ferdinand die Ohren zugehalten, in der Meinung, dann verstünde er den geheimnißvollen Inhalt nicht. — Es mag eine solche Einfalt etwas unglaublich vorkommen. Unmöglich ist sie aber nicht. — Wenn es nicht völlig wahr sein sollte, hat Ferdinand etwas hinzugefunkt und der verehrte Leser wolle ihm das verzeihen.

Auf Wien zu.

In dem genannten Biwak, welches nebenbei gesagt, das Letzte war, welches wir 1866 mitzumachen hatten, bauten wir uns statt der jetzt eingeführten Leinenzelte, Laubhütten, ähnlich wie die Holzlohlenbrenner sie in den Wäldern haben, nur nicht so fest und dauerhaft. Am Tage schützten dieselben vor der Sonne und ständig etwas gegen Regen. Ich kampierte in einem solchen Laubzelte mit einem Kameraden aus dem benachbarten Länderscheid, namens Peter Winkel. Derselbe war Bursche bei einem Leutnant Claffen, ein sehr jovialer Offizier. So treu wie mein Landsmann war, sein Leutnant schien nicht das Meiste an ihm zu haben. Unter anderen schließe ich dies aus folgendem netten Vorfall. Kamerad Peter und ich hatten unsere Hütte unweit der von seinem Offizier aufgebaut. Wir lagen zu einer gewissen Tagesstunde wohlgenut in derselben zusammen und pflagten der Ruhe. Da rief einmal der Leutnant: „Winkel, Winkel“ und noch mehrmals „Winkel!“ Peter sagte, laß ihn mal noch ein bißchen rufen und tat, als wenn er nichts gehört hätte. Da änderte der Herr Leutnant seinen Ruf und schrie mit gehobener Stimme: „Her—r—r Winkel!“ Dies half. Peter prang auf und antwortete: „Hier, Herr Leutnant!“ — „Sieh“, sagte dieser, „wenn ich Herr Winkel rufe, dann kommt der Kerl, sonst will er nicht hören. Nicht wahr?“ Ein idyllisches Burschenleben im Kriege!

Von diesem Biwak aus ging es in ständigem Vormarsche über Neu-Collin, Caslau, Tglau, Znaim, bis kurz vor Wien, ohne daß wir auf den Feind stießen. In Caslau, welche schöne Jäger-Garnisonsstadt in dem bekannten Liede: „In Böhmen liegt ein Städtchen“, gemeint ist, wurde aus einer nahen staatlichen Zigarrenfabrik unserm Mangel

an Tabak und Zigarren gründlich abgeholfen. Hunderttausende von Zigarren und Tabak in Fülle wurde unter uns verteilt. In Znaim wurden wir aus einer militärischen Akademie, resp. Kadetten-Anstalt, mit der fehlenden Wäsche versorgt.

In der Nähe von Wien winkte uns die Weingegend. Unsere Hoffnung, nach der schönen Residenzstadt zu kommen, wovon es heißt: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien“, wurde aber, wie schon unter Dresden gesagt, zu Wasser. Schon konnten wir die Türme der Donaufstadt blinken sehen, da geboten die Waffenstillstands-Verhandlungen „Halt.“ Es wurde Kehrt gemacht. Das erste Quartier auf dem Rückmarsche war zugleich das erste in der Weingegend. Ich wurde an dem Tage als Quartiermacher vorgehickt und logierte mich mit meinen ca. 20 Mann wieder in einem kleinen Nebengehöft, bei dem Pächter eines Bauern ein. Derselbe mußte wohl seinem Hausherrn nicht grün sein, denn bald verriet er mir, daß derselbe in dem oberhalb liegenden Bergabhange einen wohlbesetzten Weinkeller eigenen Gewächses besitze und erbot sich auch, mir diesen zu zeigen. Stracksweg eilte ich zu unserem Kompagniechef, von Monbart, in dessen Quartier und meldete ihm meine Entdeckung. — Den Leibgurt und den Säbel, den er eben im Begriff war, wegzulegen, wieder umschnallen und mit mir gehen, war eins. — Wichtig, in geringer Entfernung, tief in den Felsen eingegraben, fanden wir den mit Weinschäben voll gespickten Keller.

Die vorderen Fässer wurden naturgemäß zuerst angeschlagen, ergaben aber ein zu frisches, noch nicht geklärtes Getränk. Weiter in der Kellertiefe fanden sich aber bald die „süßigen“ Sorten. Unsere Kochgeschirre, Eimer und alle Behälter, die wir herbeischaffen konnten, wurden voll gezapft. Leider gingen viele der Mannschaften nicht vorsichtig genug mit dem An- und wieder Zuschlagen der Fässer um, sodaß im Kellerboden der Wein in Strömen floß. Wie bei unsern Bauern, war es auch an mehreren Stellen mit dem Wein-Reichtum. So schwelgte denn Alles an diesem Abend in eitel Wonne, trotzdem wir vor den Toren des lustigen Wien hatten umkehren müssen.

Bei den Batterien des Kameraden Ferdinand, welche außerhalb unseres Dorfes in einem felsigen, mit Weinkellern rundum umgebenen Bergkegel auf freiem Felde kampierten, war der Weinüberfluß noch größer gewesen. Man hatte, wie Ferdinand mir schmunzelnd erzählte, sogar die Pferde damit getränkt. In meinem Quartier passierte auch etwas Absonderliches. Des andern Morgens wurde unerwartet früh Generalmarsch geblasen. Aus einem kleinen oder besser gesagt, großen Dufelschlaf aufgerüttelt, versuchten wir in Eile, noch etwas Kaffee zu brauen. Als wir denselben glücklich fertig zu haben glaubten, stellte es sich heraus, daß einer meiner Leute sich mit den Eimern vergriffen und statt Wasser Wein gekocht hatte. Ein solches, Kaffee sein sollendes Getränk hatte ich noch nie gekostet, kann aber versichern, daß es absolut ungenießbar war. Wer von den freundlichen Lesern daran zweifeln sollte, möge einen kleinen Versuch machen. Er wird finden, daß auf diese Weise mit dem edlen Göttertrauf nichts anzufangen ist.

Das Antreten an diesem Morgen auf dem Marktplatz war ein recht trübseliges und der darauf folgende Marsch noch trübseliger. Gar manchen trieb sein Kater in den Graben. Unser Kommandeur war aber

sehr gnädig und es ging ohne besondere Strafen ab. Unsere Unmäßigkeit hatte aber bewirkt, daß in der Folgezeit die Eingänge zu den Weinkellern mit Posten besetzt und nur das Gebührlige verabreicht wurde.

Waffenstillstand und Frieden.

Während der in Nikolsburg stattfindenden Waffenstillstands-Verhandlungen wurden wir um das Marchfeld bei Wien disloziert. Dort hatte, nachdem die Friedenspräliminarien abgeschlossen waren, unsere Elbarmee am 30. Juli bei Ladendorf eine Parade vor Seiner Majestät dem Könige. Kurz nachher ging es in regelmäßigen Märschen über Pzibram, Eger, Delsnitz, Plauen, Gera zurück bis Zeitz, derselben Stadt, wo wir Anfangs Juni ausmarchiert waren.

An dieser Stelle möchte ich noch kurz meinen verehrten Lesern ein Bild von der Mainarmee vorführen, welches die letzte Stunde des Feldzuges trefflich charakterisiert.

Man weiß, daß man sich trennen muß, daß man in wenigen Tagen den Rückmarsch in die Heimat antreten wird und daß die, welche mit einander so Großes geleistet, so viel errungen und so viel gelitten haben, sich vielleicht nach langen Jahren erst wiedersehen werden — in entfernter Garnisonen — durch Zufall . . . vielleicht niemals! Da beschließt die Brigade Wrangel — die Seele der Mainarmee, wie sie mit Recht benannt worden ist, ihre Offiziere zu einem letzten, gemeinsamen „Trunke“ zu versammeln, und da das Füsilier-Bataillon Lippe gerade aus Detmold eine Sendung angedeutenen Rotweins erhalten hat, so wird ihm die Ehre, die Offiziere der Brigade zu bewirten.

In der Mitte eines kreisförmig ausgehobenen Grabens brennt ein helles — weithin scheinendes Feuer, über welchem auf dem bekannten Dreieck aus Baumstämmen ein mächtiger eiserner Kessel hängt, in den kundige Hände die Ingredienzen zu einem kolossalen Glühwein gemischt haben. Die Offiziere sitzen im Kreise und während man ihnen die gefüllten Gläser reicht, erzählen sie sich heitere Geschichten, die für ihr ganzes Leben ihnen die teuersten Nückerinnerungen aus diesem Feldzug bereiten werden.

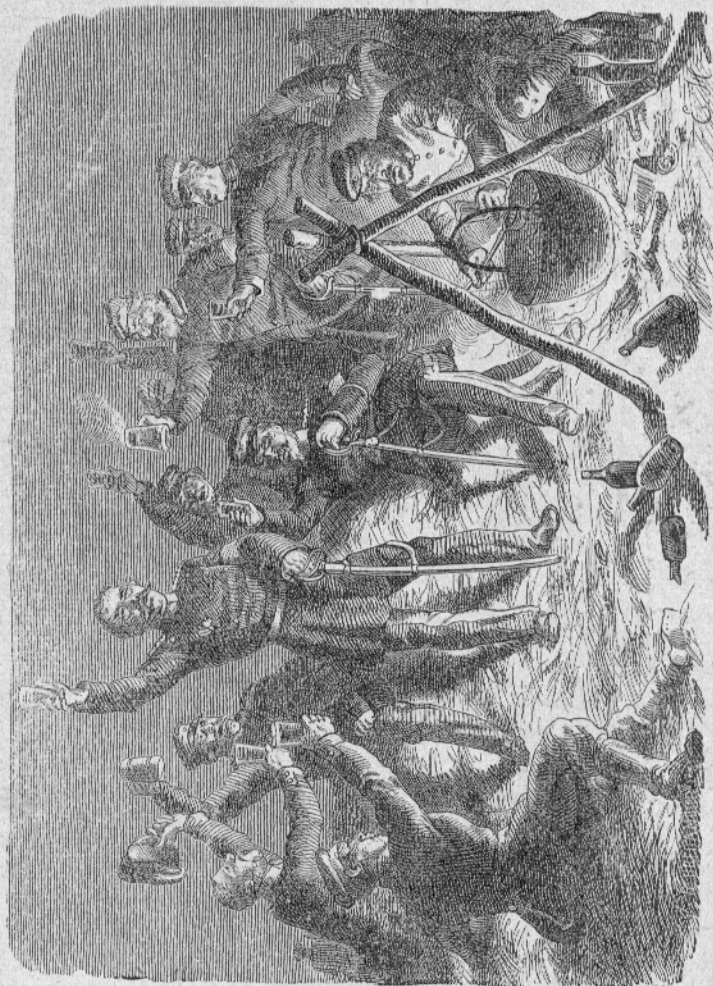
Da erhebt sich General von Goeben — und weist das erste Glas dieses kameradschaftlichen Zusammenseins auf feindlichem Boden dem ritterlichen Kriegsherrn der norddeutschen Armee, der gleichfalls in feindlichen Landen, die sein siegreiches Schwert erkämpft, in diesem Augenblicke dem zu Boden geworfenen Feinde den Frieden diktiert!

Dem König Wilhelm gilt das erste Glas — die Musik bläut Tusch — und das dreimalige Hoch der Offiziere dringt bis nach Würzburg! — Hauptmann Kellner, welcher nach dem Heldentode des Majors Rohdewald das Bataillon Lippe führt, bringt das zweite Hoch auf den Fürsten seines Landes aus, dessen Kontingent nach dem ersten Schusse schon kampfbereit den Preußen zur Seite stand und bis zum letzten mit derselben Hingebung und Energie neben ihnen verharret hat. Die Offiziere der Brigade Wrangel sind zu oft Zeuge der brillanten Tapferkeit der Lipper Füsilier gewesen, als daß sie nicht mit Enthusiasmus das Wohl ihres Landesherrn tranken!

Man plaudert — man trinkt — man ist fröhlich und heiter gestimmt wie selten vorher; — der ganze Feldzug zieht wie ein Nebel-

bild vor dem Geiste der Offiziere vorüber — mit seinen unendlichen Strapazen . . . mit seinen berauschenden Erfolgen!

Da . . . als wenn er dem Gedanken, der aller Geister durchweht, die richtige Gestalt geben wollte, erhebt sich Generalmajor Freiherr von Wrangel:



. . . Da erhebt sich Generalmajor Freiherr von Wrangel . . .

— „Dieses Glas ihm, welchem die Brigade ihre schönsten Vorehren verdankt — dem die Mainarmee hauptsächlich zu danken hat, daß sie hier ist — dem fern von seiner Mainarmee weilenden Führer — dem General der Infanterie . . . unserem Falkenstein! — Er lebe hoch!!!

... Wägen die Offiziere, die jauchzend ihre Gläser aneinander klingen ließen und deren begeisterte Hochrufe durch die Nacht schallten, sagen, was bei diesem Toaste in ihrer Seele vorging! — Man kann es wohl nachfühlen . . . nacherzählen nicht!

Der Heimat zu.

Ueber die Erlebnisse auf unserem Rückmarche ist nur wenig Ausergewöhnliches zu berichten. In Mähren, Böhmen wie in Sachsen, waren die Quartiergeber mit wenigen Ausnahmen, wie es ihnen anbefohlen war, entgegenkommend und willig. Nur eines Bauern, bei welchem wir eine Nacht lagen, erinnere ich mich, der uns einen Streich spielen wollte. — Vorausschicken will ich, daß unseren Truppen nach dem Präliminar-Friedensvertrage während des Rückmarches freie Verpflegung in dem betreffenden Landesteilen zu-

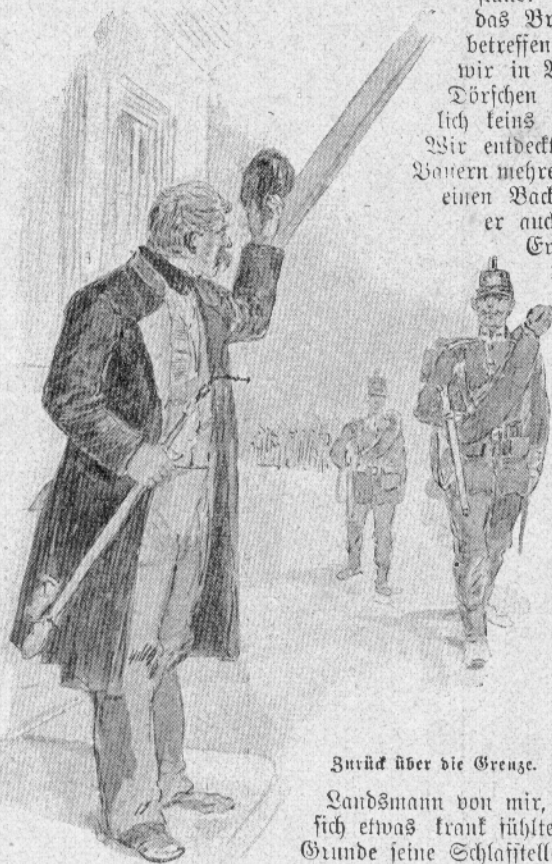
stand. Meistens fehlte uns das Brot und auch in dem betreffenden Bauernhof, wie wir in Westfalen dergleichen Dörfschen nennen, war angeblich keins für uns vorhanden. Wir entdeckten aber bei unserm Bauern mehrere Säcke Mehl, auch einen Backofen, folglich mußte er auch backen können. —

Er mußte also an die Arbeit. Als der Teig eingemengt und das Feuer im Backofen lustig am Flackern war, suchten wir unsere Vorgesetzten in Zemen, Stallung oder Bodenräumen auf und befohlen unserm Quartiergeber, für zeitiges Fertigstellen des Brotes vor unsrem auf Morgens früh festgesetzten Weiter-

marches zu sorgen. Mein stellvertretender Korporalschaftsführer, Gefreiter Denker, ein lieber

Zurück über die Grenze.

Landsmann von mir, der Bäcker war und sich etwas krank fühlte, erhielt aus diesem Grunde seine Schlafstelle in einem Kföven, nahe der Backstube und konnte den Bauern



und seine Vorkehrungen, ohne daß derselbe es geahnt hatte, überwachen. Als der Bauer ihn und uns alle im tiefen Schlafe glaubte, ließ er den Backofen ausgehen und stellte auch die Bearbeitung des Teiges ein. Kamerad Denker verständigte uns hiervon und nun übernahm er mit einigen, ihn zur Unterstützung beigegebenen Mannschaften, die Leitung des Backens. Als der erstaunte Bauer herbei kam, wurde er bedeu- tet, nur ruhig wieder schlafen zu gehen. Das Brot wurde ohne ihn ge- backen. — Ohne die Aufmerksamkeit des Kameraden Denker, hätten wir andern Morgens mit leerem Magen und leerem Brotbeutel abmar- schieren müssen. Nun wurde Letzterer um so besser gefüllt und der Bauer auch noch durch Requisition anderer Pressalien bestraft.

Die folgende Nacht und einen Ruhetag herbergten wir dagegen bei einem armen Bergmann der Silbergruben bei Pzibram, welche nebenbei gesagt, die tiefs- ten Bergwerke Europas sind.

Dieser gab gern, was er hatte, und stand sich gut dabei. Für einiges Bes- sondere, Eier, Getränke u., was er uns herbeiholte, opferten wir extra einige Groschen und dieses unter Silbergeld

wurde in Oesterreich sehr hoch gepriesen.

Es kursierte

dort fast nur Papiergeld, sogar in 5 Kreuzerzettel, Papierstreichens, ähnlich eines Barriere-Zettels. Sogar der kaiserliche Lohn der Berg- leute (50—60 Pfg. pro Schicht) wurde in Papiergeld ausbezahlt. „Wir holen das Silber tief aus der Erde Schoß“, klagte unser Berg- mann, „aber nachher kriegen wir es nicht wieder zu sehen.“ Es machte dem Mann eine kindliche Freude, als ich ihm für verschiedene Dienstleistungen einen unserer Silbertaler einhändigte. Er fühlte sich reich im Besitz dieses Kleinods, ließ seine Jungens — es war Sonn- tag — die Geige holen und uns zur Erkenntlichkeit einige Stücke auf- spielen. Auf dem weiteren Rückmarsche kamen wir durch das durch Wallensteins Ermordung bekannte Eger und die Bierstadt Pilsen. Einen Marschttag weiter, wehte uns Heimatlust entgegen. Zwar war es



Denkmünzen des österreichischen Krieges.

königl. sächsisches Land, was wir von Böhmen aus zuerst betraten, aber durch den Friedensschluß war es, wie wir damals nicht umsonst hofften, echt ferndeutscher Boden geworden. Wir haben es beim Durchmarsche nicht fühlen lassen, daß sie (die Sachsen) die Besiegten und wir die Sieger waren und man merkte nichts davon, daß wir uns vor einigen Wochen bei München- und Königgrätz die Köpfe blutig geschlagen. Unser Heimmarsch durch Sachsen verlief recht gemüthlich.

Von Zeitz aus, wo wir einige Tage Ruhe hatten, — nebenbei gesagt, in vorzüglichen Quartieren — ging es wieder genau, wie bei dem Transport in den Feldzug, per Eisenbahn und zwar nach unserer vorläufigen Garnisonstadt Hannoverisch-Münden. Wie vor kurzem in Sachsen, waren wir auch hier wieder unter Familien, deren Angehörige im Beginn des Feldzuges bei Langensalza mit den Unseren blutig gerungen. Dazu kam die Annexion der hannoverschen Lande. Aber wir hatten gute Quartiere und vertrugen uns friedlich miteinander. Ich wohnte bei einem gut situierten Kaufmann — Wiegelmeyer war sein Name — der zu rechnen verstand. Er betrachtete den neuen Zustand nicht als einen Schaden für Hannover und ich glaube, er hat recht gehabt.

Das größte Bedenken hatte seine Gattin, weil nun ihre heranwachsenden Söhne sich nicht mehr vom Militär loskaufen könnten. Herr W. aber tröstete sie, die Jüngens könnten einjährig dienen und dies sei nicht so schlimm. — Die Hannoveraner sind ja auch mindestens ebenbürtige Soldaten der preussischen, resp. deutschen Armee geworden und haben sich ebenso tapfer, wie 1866 bei Langensalza gegen uns, 1870/71 mit und für uns geschlagen.

Nachdem wir einige Wochen in Hannoverisch-Münden gelegen hatten, wurde ich Anfangs September, nach kaum 5 monatlicher Abwesenheit, nach der Heimat entlassen.

O selige Heimkehr! Wenn man so manchen Kameraden in fremder Erde hat betten sehen, schätzt man sich doppelt glücklich, wenn man den heimathlichen „teuren Flecken“, wenn man seine Lieben gesund und frisch wiedersehen kann. Mir war es 1866, Gott sei Dank, zum zweitenmale beschieden. Da war all der Kummer des Abschieds, waren all die inneren Zerwürfnisse wegen des Bruderkriegs, all die durchlebten Fährlichkeiten vergessen. Alles wurde verdrängt durch die Freude und das Glück des Wiedersehens!



Druck u. Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westf.

Meine Kriegs-Erlebnisse

70. Tausend! **1870/71.** Preis 85 Pfg.

Selbst erlebt und erzählt von



Johs. Diehl, Lehrer in Hamm.
Mit 120 Abbildungen und 3 großen Illustrations-Beilagen.

Meine Kriegs-Erlebnisse

Preis Mk. 1.— in **China.** Porto 10 Pfg.

Erinnerungen und Schilderungen von Erlebnissen
und Schreckensszenen während der Expedition von Tientsin
nach Peking zur Befreiung der Gesandten.

Von Korv.-Kapitän Schlieper,
Teilnehmer an der Expedition und Führer der deutschen Marine-Abteilung.
144 Seiten Umfang mit 80 Abbildungen und 5 Illustrations-
Beilagen.

Zu 100 000 Exemplaren verbreitet.   Von Sr. Maj. dem Kaiser
entgegengenommen.

↔ Zu 140 000 Exemplaren erschienen! ↔

Meine Kriegs-Erlebnisse in Deutsch-Süd-West-Afrika.

208 Seiten Text mit ca. 150 Abbildungen zum Teil nach photo-
graphischen Aufnahmen des Verfassers u. 25 farbigen Illustrationen
auf dickem Kunstdruckkarton als Kunstbeilagen.

 Preis Mk. 1.—, Porto 20 Pfg. 
Elegant in Ganzleinen gebunden Mk. 2.50.

Der patriotische Festredner.

Rat- und Hilfsbuch

für Redner an patriotischen Festen und Gedenktagen, sowie für
alle Vorkommnisse im Vereinsleben.

Enthaltend: Reden, Toaste, Lieder und Deklamationsstücke.

Zusammengestellt und herausgegeben von A. von Norden.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

150 Seiten Umfang. Preis 1.50 Mark.

Druck u. Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westf.

Druck u. Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westf.

Die Laufbahnen in der Kaiserl. Marine.

Verhältnisse, Einkommen und Aussichten in den
verschiedenen Dienstzweigen der Marine.

Von M. Plüddemann, Kaiserl. Konter-Admiral.

Preis 75 Pfennige.

Unentbehrlich für jeden, der in der Kaiserl. Marine dienen will!

Der Zweck des Büchleins ist, junge Leute, die bei der Marine dienen wollen, sowie Angehörige solcher, die bereits dienen, über die Verhältnisse bei den verschiedenen Dienstzweigen, deren es oft mehrere bei einem und demselben Marinetheile gibt, über die Aussichten in Betreff des Fortkommens in den verschiedenen Laufbahnen, die Verbindung des Lebensunterhaltes und die Versorgung nach dem Verlassen des Dienstes aufzuklären, sowie nebenbei die verschiedenen Dienstgrade, Dienstzweige und besondere Dienstarten darin erkennen zu lehren. Bezüglich des letzteren sind die Uniformen bezw. Abzeichen allgemein, und insofern als sie charakteristisch zur Unterscheidung sind, angegeben.

Durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen!

Reichhaltigstes Liederbuch der Gegenwart!

Köhlers Taschen-Liederbuch für das deutsche Volk.

Enthaltend **400** der beliebtesten Lieder, in elegantem
Karton-Einband.

Preis nur 25 Pfennige, Porto 10 Pfg.

Bei Bezug von 30 und mehr Exemplaren nur 20 Pfennige.

Elegant und dauerhaft in Ganzleinen gebunden 50 Pfg.,

in Partien bezogen billiger.

In Ganzleinen gebunden mit Diernägeln versehen 80 Pfg.,

in Partien bezogen billiger.

In 1 Million Exemplaren ist Köhlers Taschen-Liederbuch verbreitet, ein Beweis dafür, wie brauchbar, geiegen und vortrefflich das Köhlersche Taschen-Liederbuch ist.

Das Köhlersche Taschen-Liederbuch enthält außer den 400 Liedern eine ausführliche Anleitung zum

Studentischen-, Flotten-, Krieger-,
Kavallerte- und Artilleristen- **Salamander.**

Ein Probe-Exemplar gegen Einsendung von 35 Pfennige portofrei!

Druck u. Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westf.